

Westpreußen Heimat

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 8

August 1960

Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

Einst Deutschlands Kornkammer

Neusiedler haben keine Beziehung zum Land

Ostpreußen hieß einstmals „die Kornkammer Deutschlands“. Mit seinen weiten dunklen Wäldern, den goldenen Feldern und den Seen und Badeorten war es ein beliebtes Reiseziel. Fahrt man heute durch dieses Land, so ist es schwer, diese Erinnerung und die Wirklichkeit von heute in Einklang zu bringen. Von der Kornkammer ist nichts mehr übrig geblieben. Der erste Gesamteindruck: Brachland, verödete und vernachlässigte Felder, Boden, der nach intensiver Bewirtschaftung schreit.

Gewiß, die Seen und Wälder sind noch da, aber der schmucke und freundliche Anblick ist verschwunden. Düster und unheimlich, ja fast drohend, stehen sie in der Landschaft. Die Menschen, die hier heute leben — meist zwangsweise umgesiedelte Polen aus Ostgalizien — sind selbst fremd in diesem Land. Es fehlt ihnen, auch heute noch, an Kontakt zu diesem neuen Lebenskreis, in dem man sie hineingezwungen hat. Sie betrachten ihren Aufenthalt immer noch als vorübergehend, auf keinen Fall als neue Heimat.

Sehen wir uns zunächst einmal Allenstein an. Die Woiwodschaftshauptstadt ist heute größer als zur Vorkriegszeit. Eine Menge von Bürokraten mit ihren Familien sind hier zugezogen. Es gibt kaum Industrie in der Stadt und der Umgebung. In der ehemaligen Irrenanstalt ist heute eine Landwirtschaftsschule untergebracht. Bis Ende 1956 gab es hier kaum Privatunternehmen. Doch seit der Oktoberrevolution von 1956 und der Regierungsübernahme durch Gomulka hat sich manches geändert. Die ersten Privatunternehmer waren die Taxichauffeure. Auch einige Privatgeschäfte wurden eröffnet. Doch sie haben es schwer, da sie kaum konkurrenzfähig sind, weil sie alle Artikel, die sie verkaufen, von Staatsunternehmen beziehen müssen.

Weiter geht es nach Sensburg. Die Felder am Weg sind in sehr schlechtem Zustand. Gras und Unkraut steht in den Furchen. Wartenburg, jetzt Barzewo, ist auch heute noch teilweise zerstört, teilweise in sehr verfallenen Zustand. Überall hat man den Eindruck, daß die Menschen hier ihre Stadt nicht lieben. Wo aber soll diese Liebe zu einer fremden Stadt herkommen, es hat ja jeder hier — wie auch in den meisten anderen Städten — genug damit zu tun, für das tägliche Brot zu sorgen. So verdient hier in der Stadt ein Malergehilfe 400 bis 500 Zloty. Aber eine Jacke kostet 350 Zloty und ein Kilo Speck 40 Zloty...

Frankfurt künftig Sitz des Deutschen Ordens

Der Deutsche Orden wird sein im letzten Krieg zerstörtes Haus an der Alten Brücke in Frankfurt wieder aufbauen. Frankfurt wird dann der Sitz des Deutschen Ordens werden. Seit über hundert Jahren war der Deutsche Orden in seiner Frankfurter Kommende nicht mehr ansässig. Das Haus diente einer Pfarrei als Gemeindefestung und Kindergarten und beherbergte Künstlerwohnungen bis zur Zerstörung. Es war im zwölften Jahrhundert erbaut worden.

Die Stadt Frankfurt hat dem Deutschen Orden jetzt 100 000 Mark als Zuschuß für den Wiederaufbau zugesagt. Nach den Architektenplänen soll das Haus genau die alte Fassade erhalten. Weitere 300 000 Mark will die Stadt flüssig machen, wenn sich der Orden bereit erklärt, ein Studentenwohnheim in dem Ordensbau einzurichten.

Typhus in Ostpreußen

Nach einem Bericht der Zeitung „Glos Olsztynski“ brach im Kreise Soldau Unterleibstypus aus. Schuld am Ausbruch der Epidemie seien die dort herrschenden unzureichenden sanitärhygienischen Verhältnisse. So gibt es in vielen Dörfern nicht einmal einen einwandfreien Brunnen, und die Bauern schöpfen ihr Trinkwasser aus irgendwelchen fragwürdigen Gräben, in die auf Umwegen die Abwässer aus den Häusern fließen.

Lyck, Lötzen und Neuhoff bieten auch heute noch einen traurigen Anblick. In Lyck ist die große Kirche noch erhalten geblieben. Doch an der Hauptstraße, am See entlang, klaffen in der Häuserfront noch weite Lücken mit den üblichen Steinhäufen. Lötzen, das heutige Gizycko, war einst bekannt als reizendes Städtchen an einem der schönsten Seen Ostpreußens. Von diesem Reiz ist heute aber auch gar nichts mehr zu finden. Die Stadtmitte besteht auch jetzt noch aus einem großen Trümmerhaufen. Im östlichen Teil der Stadt sind etwas mehr Häuser erhalten geblieben, und in der Nähe des Löwentin-Sees gibt es auch Fabriken.

Neuhoff kann heute den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen, zu einem der schmutzigsten und verwahrlosten Dörfer zu gehören. Auffallend ist es, daß man hier alle Pflanzen wild und üppig weiterwuchern läßt, und daß das, was Menschenhände schufen, im Lauf der Zeit vermodert und zerfällt.

Kommt man nach der ehemaligen deutschen Hansestadt Danzig, macht man eine merkwürdige Entdeckung. Während der erbitterten Kämpfe um die Stadt und bei den Bombardements im Jahre 1945 war Danzig beinahe völlig zerstört worden. Um so erstaunter ist man heute, wenn man die Stadt wieder sieht. Die weltberühmten alten Patrizierhäuser auf dem Langen Markt, auch der Artushof und das Rathaus sind alle wieder vorhanden. Auch die Giebelfiguren und Verzierungen an den Häusern fehlen nicht. Biegt man jedoch vom Langen Markt in eine der kleinen Nebenstraßen ein, steht man fast erschrocken vor einer nicht erwarteten Wirklichkeit: Lediglich die Fassaden der Patrizierhäuser sind in ihrer ursprünglichen Form aufgebaut worden. Dahinter bestehen die Häuser aus unverputzten Ziegeln. Dieses Bild mutet wie die Kulisse in einem Theater an, um so mehr, als das Schuttfeld hinter den Häusern oft mehr als hundert Meter breit ist, während früher kaum ein Zwischenraum zwischen den einzelnen Gassen bestand. Es wird schnell gebaut in Danzig, was sich natürlich auf die Qualität und Vollständigkeit auswirkt. (ld)

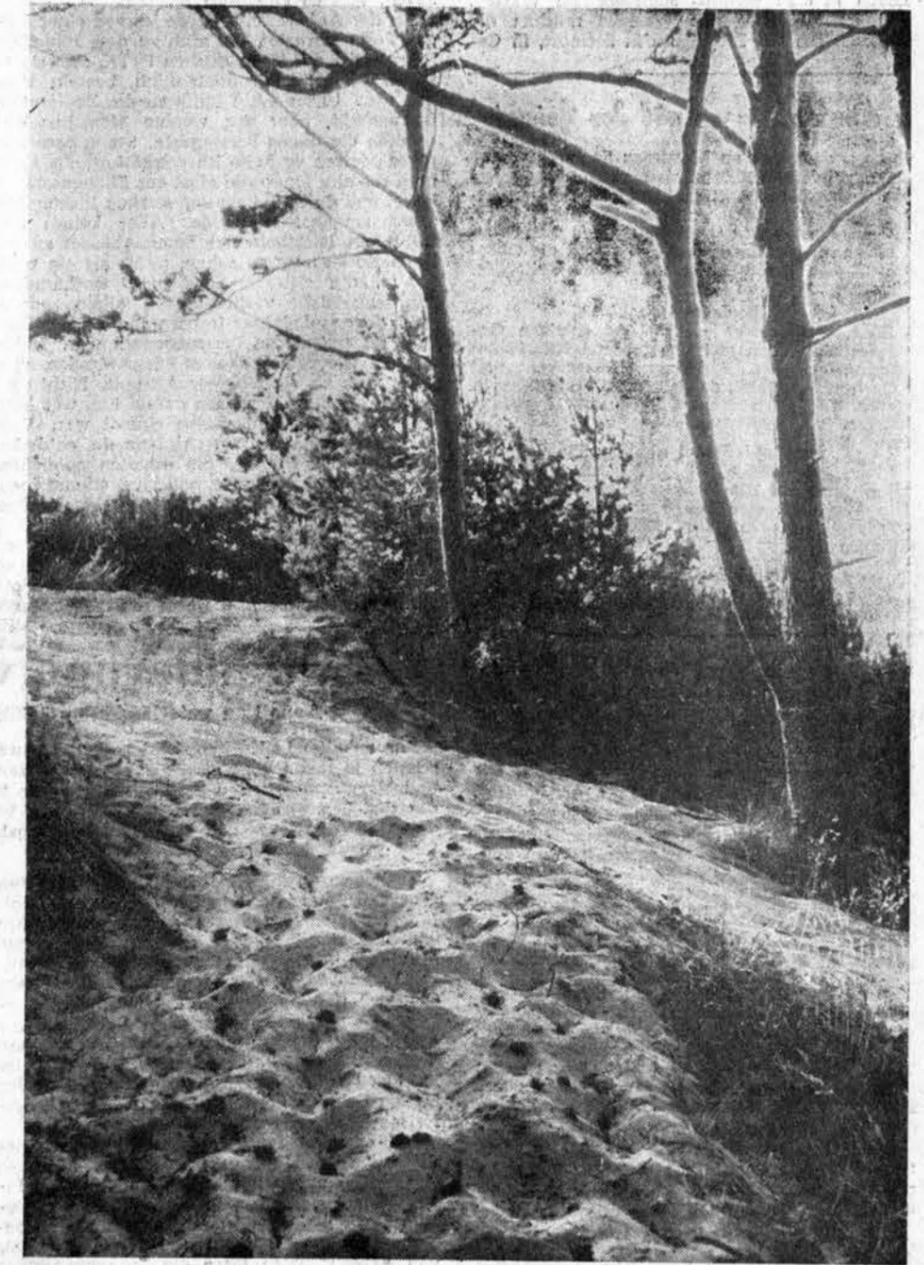
Wieder Plage durch Kartoffelkäfer

In Schlesien und Ostpreußen — Auch Tomaten sind gefährdet

An vielen Stellen der unter polnischer Verwaltung stehenden Ostgebiete sind die Kartoffelkulturen in diesem Jahr in einem nicht erwarteten Ausmaße von Kartoffelkäfern befallen worden. Nach „Robotnik rolny“ erschien der Kartoffelkäfer nicht nur auf den Frühkartoffeln sondern sogar auch auf Tomatenstauden. In größter Massierung tritt er in den Kreisen Wohlau und Schweidnitz auf.

Die „Wiadomosci legnickie“ nennen den Kampf gegen den Kartoffelkäfer im Kreise Liegnitz „ein Problem, das keinerlei Verzögerung erlaubt“ und „nicht bagatellisiert werden darf“, da „das ganze Kartoffelfeld vom Kartoffelkäfer beherrscht wird“. Man sah sich hier gezwungen, in allen Dörfern Beauftragte für die Bekämpfung dieses neuen Schädlings zu bestellen.

Auch von Südostpreußen entwirft „Nasza wies. Tygodnik rolniczy Ziemi Polnocnych“ ein gleiches Bild. Danach wurden in der „Wojewodschaft“ Allenstein bis Mitte Juni über 2000 Herde — dreimal soviel wie im Vorjahr — gefunden. Die selbständigen Bauern



Heimat heute Dieses Foto brachte unser Berichterstatter von seiner Fahrt durch Südostpreußen mit nach Hause. Es zeigt einen sommerlichen Dünenweg auf der Frischen Nehrung bei dem einstigen Ostseebad Kahlberg. Lesen Sie hierzu unseren Reisebericht auf Seite 2.

Foto: Schnege

zeigen Umsicht bei der Bekämpfung, doch wirkt sich das Fehlen der notwendigen Chemikalien nachteilig aus.

Hinzu kommt, daß bei den Staatsgütern in dieser Hinsicht sehr nachlässig verfahren wird. In Südostpreußen ist außerdem der Raps ebenfalls sehr stark von Schädlingen befallen.

Molke verunreinigt Seen

Die ostpreußischen Molkereien verfügen über nur unzureichende Einrichtungen zur Verwertung der Nebenprodukte bei der Herstellung von Butter. Die Zeitung „Glos Olsztynski“ schreibt, im vergangenen Jahr seien 28 Millionen Liter Molke im Wert von rund 800 000 Zloty in die Seen und Flüsse gegossen worden, weil man für die Molke keine Verwendung hatte. Dadurch sind die ostpreußischen Gewässer beträchtlich verunreinigt worden.

Ortelsburg soll schöner werden

Die Ortelsburger Kreisbehörden wollen mit aller Macht die im Kreis Ortelsburg noch herrschende Verwahrlosung der Städte und Ort-

schaften liquidieren. Man plant sogenannte Überraschungsaktionen, u. a. in Passenheim und Mensguth, um dort radikal „Ordnung“ zu schaffen. Unverbesserliche Schmutzfinken sollen zur Bestrafung herangezogen werden.

In diesem Jahr kann die Stadt Ortelsburg auf ein 600jähriges Bestehen zurückblicken. Die polnischen Behörden von Ortelsburg haben anlässlich dieses Jubiläums beschlossen, die Stadt für die zahlreichen Besucher besonders schön herzurichten. Ortelsburg zählt heute 13 000 Einwohner. Vor dem Kriege wohnten hier rund 14 600 Menschen.

Wenig Interessenten für Grund und Boden

Von insgesamt 70 000 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche, welche die polnische Agrarbank in Allenstein verkaufen sollte, konnten bisher nur 7 805 ha abgestoßen werden, berichtet „Glos Olsztynski“. In dem Bericht heißt es weiterhin, daß laufend zahlreiche Interessenten die eine Zuteilung von Ackerland beantragt hatten, ihre Anträge wieder zurückziehen. Aus den polnischen Angaben geht überdies hervor, daß diejenigen Käufer, die effektiv Land erwarben, in der Regel allein geringe Flächen ankauften, um ihre Höfe abzurunden.

Print Kennz. 1. 2927

M. B. 1960/11

Kahlberg - ein Opfer der Grenzziehung

Einst blühendes Ostseebad, heute völlig vernachlässigt / 1945 fanden hier schwere Kämpfe statt

Auf dem schmalen Landstreifen der Frischen Nehrung, der sich von Horizont zu Horizont spannt, liegt das idyllische Ostseebad Kahlberg. Einst bedeutete dieser Ort in den Augen der ordenszeitlichen Elbinger eine wüste und öde Gegend, in die sie Aussätzige und Geistesranke brachten, die dort nach kurzer Zeit zugrunde gingen. Viel später erst, Mitte des 19. Jahrhunderts, entdeckten die Elbinger und mit ihnen ungezählte Feriengäste aus Deutschland und den Nachbarstaaten die in ihrer Unberührtheit ursprüngliche Schönheit dieses Ortes.

Seinen Namen hat das Bad durch den kahlen Berg erhalten, der sich einmal dort, wo heute hohe Föhren ihr Geäst in den fast südlich anmutenden Himmel strecken, als riesige Düne erhob. Schon längst gehörte Kahlberg mit seinen großzügigen Kuranlagen zu den schönsten und beliebtesten Bädern der Ostseeküste, bis die Kriegsfurie auch dort über den schmalen Landstreifen raste.

Endlich stehe ich nach anderthalb Jahrzehnten auf einem kleinen schmutzigen polnischen Passagierschiff, das mehrmals wöchentlich den völlig verödeten Elbinger Hafen in Richtung Kahlberg, polnische Krynica Morska, verläßt, und warte ungeduldig auf ein Wiedersehen mit dem Meer, den Dünen und den Wäldern. Nach einer Stunde verläßt das Schiff die verschifften Ufer des Elbingflusses, und vor mir liegt der Leuchtturm mitten im Haff. Am Horizont im Morgendunst noch kaum zu erkennen, wird die Nehrung sichtbar. Ich stehe vorn am Bug und sehe über die Reling in das grüne flockige Wasser. Es ist die Zeit, in der das Haff blüht, Milliarden kleiner Algen beginnen ihr kurzes Leben in dem warmen sommerlichen Wasser. Am rechten Ufer des Wassers rauchen die Schornsteine der Ziegeleien in Steinort, in Ca-

dinen und auch weiter hinauf bis nach Frauenburg, als wenn dieser stille Friede niemals unterbrochen worden wäre. Vom Leuchtturm kommen uns kreischende Möwen entgegen, die gierig nach den Brotbrocken schnappen, die wir ihnen zuwerfen. — Inzwischen hat sich mir eine Polin zugesellt. Sie erklärt mir, daß dort drüben, gleich hinter Kahlberg, jetzt die Sowjetunion begänne. Es sind nur zwei bis drei Stunden zu Fuß am Strand entlang bis zur Grenze. Früher waren es 250 Kilometer, die uns hier noch von Rußland trennten. „Ja“, sagt mir die Polin, „es ist alles viel näher gerückt.“ — „Viel zu nahe bis zur Oder, bis zur Elbe“, antworte ich ihr.

Vom rechten Ufer des Haffes grüßt jetzt das Schloßchen Sucasse herüber aus dem satten, dunklen Grün, verschlafen und verträumt, nur ein wenig grauer, als es einmal war. Nun ist auch die letzte Stunde der Fahrt vergangen, und Kahlberg, sein Wald und sein gelber Leuchtturm, der sich aus den Kiefern erhebt, sind greifbar nahe. Aber etwas fehlt noch an dem vertrauten Anblick. Noch kann man nicht sagen, was es eigentlich ist.

An der Anlegestelle werde ich von einer jungen Polin erwartet, die mich zu dem Häuschen führen will, das für mich vom PTTK, dem staatlichen polnischen Touristenklub, bestellt worden war. Unser Schiff hatte an der Zedlermole festgemacht, aber nur wenige Menschen begrüßten die neuen Feriengäste. Schon nach wenigen Metern verhalte ich erschüttert. Da steht noch die alte Linde die einst der Blitz gespalten hatte, und deren Stamm von starken Eisenreifen zusammengehalten wurde. Aber keines der fröhlichen, leichtgebauten Sommerhäuser an der Hafseite ist noch zu sehen, nichts als ein paar Stufen, die sich in Sand und wucherndem Akaziengebüsch verlieren. Sie allein zeugen noch davon, daß hier irgendwann einmal Eingang zu schmucken Ferienhäusern war. Kahlberg ist wie vom Erdboden verschwunden, viel mehr noch als die Elbinger Altstadt. Nicht einmal einige Spuren weisen darauf hin, was hier vor anderthalb Jahrzehnten einmal war. Von der Zedlermole bis zur Aktienmole entdecke ich noch fünf Häuser, die erhalten geblieben sind. Sie sind zu unfreundlichen, schmutzigen Gasthäusern geworden, in denen Betrunkene lärmen.

Armes Kahlberg, wo ist dein frohes Treiben, wo das bunte Bild der vielen Feriengäste? Schmutz über Schmutz, grau und vernachlässigt, verbitterte Menschen, die dich nicht lieben und

dich nicht kennen. Nicht das strahlende Blau des Himmels, nicht das leuchtende Grün des Haffes vermag dieses Chaos zu erhellen.

Am nächsten Tag wandere ich gegen Osten durch den Wald zum Kamel, dem zerfurchten Höhenrücken dieses schmalen Landstreifens. Zunächst folge ich einem schmalen Weg an alten Villen entlang, der sich bald im grünen Moos der kleinen Krüppelkiefern verliert. Ursprünglich gab es hier eine unendliche Zahl Wanderwege. Sie sind aber verschwunden, weil sie seit 15 Jahren niemand benutzte. In Kahlberg hatte man mir gesagt, daß ich nicht zu weit in östlicher Richtung gehen solle, da ich sonst in ein militärisches Sperrgebiet geriete. Nach einer Stunde Fußweg durch dichtes Gebüsch stoße ich auf den ersten verrosteten Stahlhelm. Dann finde ich überwucherte Unterstände, verrottete Uniformstücke und Granaten. Hier hatten im Januar und Februar mörderische Kämpfe stattgefunden, denen auch Kahlberg zum Opfer gefallen war. Deutsche Soldaten, die sich unter dem Trommelfeuer russischer Schiffsartillerie in den gefrorenen Sand eingruben, fanden in jenen Tagen keinen Ausweg mehr über die brüchige Eisedecke des Haffes.

In der nächsten halben Stunde finde ich noch unendlich viele, das auf den erbarmungslosen Kampf um dieses friedliche Fleckchen Erde hinweist. Mehrmals stoße ich auf verblichene Skelette gefallener Deutscher oder Sowjets, deren Blut im gelben Sand versickerte. Als ich einige Meter in Richtung auf das Meer zugehe, sehe ich mich plötzlich zwei Wopistas gegenüber. Ihre Maschinenpistolen sind so unmißverständlich auf mich gerichtet, daß ich langsam meine Arme hebe. Doch dann kann ich ihnen erklären, daß mich friedliche Absichten hierhergetrieben haben. In ihrer Begleitung gehe ich noch ein Stück weiter, und plötzlich wird mir klar, wo ich bin. Ich stehe mit den beiden Wopistas vor der neuen Grenze der Sowjetunion, die hier den schmalen Landstreifen zerschneidet. „Hier ist alles zu Ende“, sagt der eine Pole, „das ist die große Grenze.“ — „Mitten in unserem Land?“ frage ich ihn. „Ja, auch in unserem Land“, entgegnet mir der andere.

So sah ich das Meer wieder, an dem ich zum erstenmal als Kind den Wellen begegnete. Hier lag das Ende aller Hoffnungen, aller Sehnsüchte für den, der jenseits dieser Drähte und Gräben seine Heimat hatte. Ich stehe am Strand und starre hinüber, der Wald ist dort verschwunden. Ein breiter Streifen Sand macht es den bewaffneten Posten hier und drüben leicht, jedes Lebewesen zu beobachten, das gewünscht hätte, ein Stückchen zu weit zu gehen — um sein Leben zu verspielen. Vor mir liegen die ersten sowjetischen Hochsitze. Das alles ist die dritte Grenze, die unser Land zerreißt und die ganze Welt.

Hans-Georg Schneege

Abwanderung von Akademikern

Appell an vaterländische Gefühle und Verantwortungsfreudigkeit

Der anhaltende Krätemangel und die Abwanderung von Absolventen der polnischen Hochschulen in den Oder-Neisse-Gebieten nach den tschechoslowakischen Großstädten bereiten den Partei- und Verwaltungsstellen nach wie vor große Sorgen. Dies geht aus einem Aufruf hervor, den die sog. „Gesellschaft zur Entwicklung der Westgebiete“ zusammen mit einem neugegründeten Informations- und Arbeitsvermittlungsbüro der Hochschulen jetzt in Presse und Rundfunk veröffentlichte.

In diesem an die Studentenschaft gerichteten Aufruf werden die Arbeits- und Entwicklungsmöglichkeiten für Ärzte, Lehrer, Ingenieure und Techniker in den polnisch verwalteten Provinzen in sehr optimistischer Weise geschildert. Gleichzeitig wird an die „vaterländischen Gefühle“ und an die „Verantwortungsfreudigkeit“ der polnischen Jugend appelliert, die „es jedem leicht machen müßten, sich über gewisse äußere Schwierigkeiten hinwegzusetzen“, „im Zeichen der Tausendjahrfeier dem Aufruf der Nation Folge zu leisten“ und sich in den Oder-Neisse-Gebieten niederzulassen.

Die erwähnten „Schwierigkeiten“ charakterisiert die Zeitung „Zycie Warszawy“ in einem Kommentar zur Tätigkeit des studentischen Informations- und Arbeitsvermittlungsbüros dahingehend, daß es sich vornehmlich um „Wohnungs-Probleme“ handle. Bei der Vermittlung von Arbeitsplätzen lasse die Zusammenarbeit mit manchen „Nationalräten“ in den „Westwojewodschaften“ zu wünschen übrig. So habe z. B. der Danziger „Nationalrat“ nicht einmal die von dem Vermittlungsbüro angeforderten Verzeichnisse offener Stellen übersandt.

Der Kommentar des Warschauer Blattes schließt mit der Feststellung, daß noch so weit-

gesteckte Pläne allein „keine Wunder herbeiführen“ könnten. „Nur die Hilfe aller zuständigen Instanzen und ein wahrer Enthusiasmus“ könnten dazu führen, daß das Ziel der festen Ansiedlung des akademischen Nachwuchses in den Oder-Neisse-Gebieten erreicht werde.

Sonderprämien — zur Bezahlung von Strafen

Die polnische Presse wendet sich gegen eine Prämien-Methode, die sich neuerdings in Staatsbetrieben der polnisch verwalteten Provinzen eingebürgert zu haben scheint. Nach ihr erhalten Fachkräfte, die wegen Trunkenheitsdelikten von der Miliz in Schnellverfahren mit Geldstrafen belegt werden, von ihren Direktoren Prämien und Vorschüsse, um die teilweise hohen Strafen bezahlen zu können. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß wegen Trunkenheit oder irgendwelcher Handel bestrafte Arbeiter nach ihrer Verurteilung den Betrieb wechseln. Mit Hilfe von Sonderzuwendungen seitens der neuen Betriebe, die froh sind, Fachleute zu bekommen, können die Verurteilten die ihnen auferlegte Geldstrafe erledigen, ohne „Aufsehen zu erregen“.

Hilfe für Aussiedlungsbewerber

Vorausbezahlung der Fahrtkosten in Deutscher Mark

Seit einigen Monaten wird die Aussiedlung von Deutschen aus den deutschen Ostgebieten unter polnischer Verwaltung und aus Polen durch die Tatsache erschwert, daß die polnischen Behörden die Genehmigung zur Ausreise von der Vorausbezahlung der Fahrtkosten in Deutscher Mark abhängig machen. Insbesondere trifft das die Aussiedlungswilligen, die keine Verwandten oder Bekannten im Bundesgebiet haben oder deren Angehörige in Westdeutschland nicht in der Lage sind, die Fahrtkosten im Voraus zu bezahlen.

Aus diesem Grunde übernimmt die Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege „Familienzusammenführung und Kinderdienst“ in Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51, unter bestimmten Voraussetzungen auf Antrag die Vorfinanzierung der Reise. In der Regel werden dabei die Fahrtkosten für die Reise durch die sowjetische Besatzungszone den hilfsbedürftigen deutschen Aussiedlungswilligen vorfinanziert. Die Arbeitsgemeinschaft ist dar-

über hinaus aber auch bereit, die sonstigen Kosten des Transportes vom Ausgangsort bis zum Grenzübergangsort zur SBZ voranzuentrichten, wenn glaubhaft gemacht wird, daß die Aussiedler oder ihre Verwandten oder Bekannten im Bundesgebiet die Kosten nicht selbst übernehmen können.

Um in solchen Fällen zu verhüten, daß im Rahmen der Gesamtaufwendungen für die Aussiedlung aus Bundesmitteln die Reisekosten nochmals erstattet werden, werden die Registrier-scheine der Aussiedler von der Arbeitsgruppe des DRK-Suchdienstes im Lager Friedland mit einem Vermerk versehen, aus dem hervorgeht, ob die Fahrtkosten des Aussiedlers bereits abgegolten sind und in welchem Umfang. Da die Höhe des Betrages in der Regel erst nach dem Eintreffen des Aussiedlers im Bundesgebiet und nach Eingang der Kostenforderungen der polnischen Reisebüros bekannt wird, ist in dem Vermerk nur die Strecke angegeben, für die die Arbeitsgemeinschaft die Kosten vorfinanziert hat.

PRESSESPiegel

Nicht zum Ziel geführt

„Die CDU beharrt durch den Mund des Bundeskanzlers darauf, daß der bisherige außenpolitische Kurs der richtige war und daß er auch in Zukunft, ungeachtet des Zusammenbruchs der Pariser Konferenz und der schweren Prestigeverluste Eisenhowers, der richtige sei. Wir werden dieses Wort von dem richtigen außenpolitischen Kurs bis zu den Wahlen noch häufig zu hören bekommen.“

Als richtig hat sich der Adenauersche Kurs nur insoweit erwiesen, als es sein Ziel war, aus dem 1945 vorhandenen gewesenen machtpolitischen Vakuum Westdeutschland einen Trabanten im weltweiten Bündnisystem der Vereinigten Staaten zu machen. Sofern jedoch die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik, ihr Beitritt zur NATO und ihre Eingliederung in einige überstaatliche europäische Institutionen nur Mittel zu einem ganz anderen Ziele, nämlich dem der Wiedervereinigung Deutschlands, gewesen sein sollten, hat der außenpolitische Kurs des Bundeskanzlers auf eine Sandbank geführt. Wir sind von einer Wiedervereinigung weiter denn jemals entfernt und es sind nicht die geringsten Anzeichen da, daß die Sowjetunion morgen das tun wird, was sie gestern nicht tat, nämlich im Blick auf eine aufgerüstete Bundesrepublik ihre Stellung auf deutschem Boden zu räumen.

Die SPD war in der Vergangenheit vielleicht zuwelen auf der richtigen Fährte, wenn sie die Unterordnung der Politik der Integration und der Wiederbewaffnung unter die der Wiedervereinigung Deutschlands verlangte und die Reaktionen der Sowjetunion auf diese Politik zu erwägen empfahl. Aber sie hatte niemals die Kraft, ihre Überzeugungen zur Geltung zu bringen.“

NURNBERGER NACHRICHTEN

Tradition — hier oder dort?

„Es ist ein Kreuz mit dem 20. Juli, Schlimm genug, daß versäumt wurde, für diesen Tag rechtzeitig den rechten Ton zu suchen zwischen Hymnus und Trauermarsch, eine würdige Form zu prägen, die sich lebend fortentwickeln kann. Schlimmer, daß man immer bangen muß, einer der Offiziellen werde sich dienstlich daneben benehmen. Irgendein Minister werde wieder eine deplacirte Rede halten ... Einen Tag bevor im Gefängnis Plötzensee Bundeswehroffiziere — in Zivil freilich — zu den Klängen vom Guten Kameraden Kranz niederlegten am Ort der Hinrichtung deutscher Offiziere, die gegen Hitlers Krieg aufgetreten waren, stand der Luftwaffeninspektor General Kamhuber — in Uniform — am Grab eines prominenten Feldmarschalls, der Hitler den Krieg hatte führen helfen, und pries das Vorbild des Verbliebenen. Kranz des Verteidigungsministers hier, Kranz des Verteidigungsministers dort, Kranz des „Stahlhelms“ am Sarze Kesselrings, nicht aber in Plötzensee. Wo war die Tradition? Hier und dort? Doch wohl kaum. Wie General Kamhuber und Minister Strauß Kesselring und Stauffenberg, Pro-Hitler und Anti-Hitler in ihrem Weltbild verbinden, mag ihrer intellektuellen Beweglichkeit überlassen bleiben, nicht aber die Verwirrung, die solche geistige Führungslosigkeit in der jungen Bundeswehr anstiftet. Lieber keine Tradition als diese.“

STUTTGARTER ZEITUNG

„Spiel mit dem Feuer“

„Der Flug des amerikanischen Aufklärers mag sich wohl innerhalb der Grenzen des internationalen Rechts gehalten haben. Aber es ist offensichtlich, daß es nach dem Fehler mit der U-2 und der amerikanischen Alarmübung am Vorabend der Gipfelkonferenz viele Leute geben wird, die argwöhnisch sind. Dies ist eine durch und durch ungesunde Situation. Die Amerikaner würden gut daran tun, den äußersten Takt zum Leitprinzip für alle Unternehmungen ihrer Flugzeuge zu machen, die auf dem Gebiet ihrer Verbündeten stationiert sind. Der Schaden der im Verhältnis der Verbündeten untereinander durch diese Zwischenfälle und das dadurch hervorgerufene Mißtrauen verursacht werden kann, ist beträchtlich.“

NEWS CHRONICLE

Korea: Wer warf den ersten Stein?

„Heute vor genau zehn Jahren wäre in Korea um ein Haar ein Weltkrieg ausgebrochen. Die Welt hätte Glück, sie ist noch einmal davon gekommen. Korea hatte weniger Glück, es wurde verwüstet und blieb geteilt und hat noch heute keinen Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand.“

Auch die übrige Welt hat seit Korea nicht mehr ruhig schlafen können. Die koreanische Wunde ist unverheilt. Über Korea sprechen heißt in zwei verschiedenen Sprachen sprechen. Wie sehr dieser Krieg noch heute die Welt entzweit, wird allein schon an der Frage deutlich, wer ihn nun eigentlich „angefangen“ habe.

Wir wissen, daß um sechs Uhr morgens am 24. Juni 1950 nordkoreanische (kommunistische) Truppen südlich der Zonengrenze, am 38. Breitengrad, standen; und wir wissen auch, daß die Kämpfe um vier Uhr morgens des gleichen Tages begannen. Wir wissen aber nicht, wer den ersten Schuß feuerte, wer den ersten Soldaten über die Grenze schickte. Die Nordkoreaner behaupten, Syngman Rhee, die Südkoreaner, sagen die Kommunisten.

Ausgeschlossen ist es nicht, daß die Südkoreaner angriffen und dann von den Nordkoreanern über die Grenze und bis hinter ihre Ausgangsstellungen zurückgeschlagen wurden. Aber beweisen läßt es sich auch nicht, Westliche Journalisten waren leider nicht zur Stelle. Sie haben an diesem Tage eine Schicksalsstunde verpaßt, nicht nur einen „Knüller“.

Nach dem Verschwinden Syngman Rhees von der politischen Bühne wird es vielleicht leichter sein, herauszufinden, wie es am 24. Juni 1950 am 38. Breitengrad „wirklich gewesen“ ist.“

DIE WELT, Hamburg

Einzugmeldungen aus dem Gaimort

Ferien an Masurens Seen

Die polnischen Reisebüros machen jeden Sonnabend große Propaganda für den Ferienaufenthalt an den masurischen Seen. Die Städte Lyck, Lötzen, Goldap und Osterode werden vom Warschauer Mittelstand besucht, während die Oberschicht die Ostseebäder, insbesondere Zoppot, bevorzugt.

Volkseigene Qualität

In Allenstein wurden von den dortigen Gesundheitsbehörden mehrere tausend Kilogramm Fruchtmarmelade, Sauerampferkonserven und Käse beschlagnahmt, da sie gesundheitsgefährlich waren. Die beanstandeten Lebensmittel stammten aus Staatsbetrieben.

Mammutschädel aus der See

Einen Mammutschädel fischte ein Fischereifahrer in der Danziger Bucht aus der Ostsee. Der Fund hat eine Länge von 1,5 Meter. Er wurde dem polnischen Fischerei-Institut in Gdingen übergeben.

Übersoll-Gerichtsvollzieher

„Glos Olszynski“ berichtet über die Auslösung aller Allensteiner Gerichtsvollzieher mit Motorrädern. Nun seien die motorisierten Gerichtsvollzieher in der Lage, täglich die Zahl der Pfändungen von 15 auf 25 Prozent zu erhöhen.

Wolkenkratzer für Danzig

In Danzig-Oliva plant man den Bau von elf Hochhäusern, deren höchste 13 Stockwerke haben sollen. Noch in diesem Jahr werden zwei Hochhäuser, die sich bereits im Bau befinden, der Öffentlichkeit übergeben.

Wiederaufbau der Danziger Altstadt

Nach einem festen Plan vollzieht sich der Wiederaufbau der Danziger Altstadt. Die Wohnfläche der Altstadt wird dabei so aufgelockert, daß sie am Schluß nur noch Raum für 12 000 Einwohner gegenüber 36 000 bietet. Der altentümliche Charakter soll durch Wiederherstellung der mittelalterlichen Befestigungsanlagen rund um das Wohnviertel erhalten bleiben.

Größte Werft in Gdingen

Nach einer Meldung von „Glos Szczecinski“ wird gegenwärtig an der größten Werft, die nach ihrer Fertigstellung Schiffe bis zu 65 000 BRT bauen kann, in Gdingen gearbeitet. Damit erhält Gdingen die größte Werft Polens und der durch Polen verwalteten deutschen Ostgebiete.

Schusswaffen gegen Wilddiebe

Die zunehmende Wilddieberei in den ostpreussischen Wäldern veranlaßt die polnische Verwaltung zu dem Beschluß, alle Forstbediensteten mit Schusswaffen zu versehen.

Unbewirtschaftete Höfe

Nach einer Meldung von „Glos Olszynski“ (Allensteiner Stimme) gibt es heute in der Woiwodschaft Allenstein 231 unbewirtschaftete Bauernhöfe. Eine spezielle Kommission sollte fest, daß davon mindestens 126 Objekte wieder in Betrieb genommen werden könnten. 95 Objekte seien jedoch so stark beschädigt, daß sich ein Wiederaufbau nicht lohne.



Schriftleitung E. Knobloch Verlag, Eichland-Verlag Göttingen Maschmühlenweg 9/10 Postfach. Bankverbindung Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postcheckkonto Hannover 126 723 J. Guttenberger Braunschweig

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A - Allgemeine Ausgabe Ausgabe B - mit Königsberger Neue Zeitung - erscheint einmal im Monat Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr Artikel die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen bezeichnet sind stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch

Anzeigenverwaltung Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt Wolfenbüttel Karlstraße 22 Tel.: 37 68 Postcheckkonto: Hannover 57088 Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

Stimmungsbilder aus dem nördlichen Ostpreußen

Deutsche Friedhöfe kaum angetastet! — Unbekannte Tatsachen aus dem sowjetischen Verwaltungsbereich — Umsiedlerberichte

OW-SONDERBERICHT

Wie sieht es im nördlichen Ostpreußen aus, das seit dem Kriegsende von der Sowjetunion verwaltet wird? Nur ab und zu kommen aus diesem Gebiet verlässliche Nachrichten zu uns. Wir haben in den vergangenen Wochen die russischen Rundfunksender in Nord-Ostpreußen abgehört und von dort in die Bundesrepublik gekommene Umsiedler über die Verhältnisse befragt. Vielfach sind wir dabei auf bislang unbekanntes gestoßen.

Die Umsiedlung am meisten Erfolg, verschiedenen Kleinstädten ausdrücklich wieder das Stadtrecht zuerkennen. Dadurch werden die Stadt-Sowjets verpflichtet, ihre Aufgaben besser wahrzunehmen.

Weniger günstig ist es, daß für die Landwirtschaft keine Zugeständnisse gemacht werden. Obwohl die Kommission aus der UdSSR feststellte, daß sich der für ganz Nord-Ostpreußen befohlene Mais-Anbau nicht lohnt und sogar Defizite bringt, änderte man in diesem Punkt weder die Planung noch die Durchführung. Da der Mais zu den fixen Ideen Chruschtschows gehört, muß er angepflanzt werden — auch wenn es sinnlos ist. Zur Zeit werden ungefähr 18 vom Hundert der bewirtschafteten Ackerflächen Nord-Ostpreußens mit Mais bestellt. Die Erträge sind minimal. Oft bringen sie nicht einmal die Aussaat- und Bearbeitungskosten wieder herein. Die Kommission verordnete der Landwirtschaft nur einen kleinen Ausweg zu zeigen: sie soll in Zukunft mehr als bisher die „traditionellen (sprich die deutschen) Anbaumethoden berücksichtigen. Natürlich nur auf den Flächen, die nicht mit Mais bebaut werden müssen. Abgewendet wurde ferner die Königsberger Anordnung, überall im Land Groß-Kolchosen zu errichten. Sie sollten zwischen 1800 und 2200 Hektar groß sein und den Bearbeitungsfächen der Staatsgüter entsprechen. Da jedoch gerade die großen Staatsgüter nicht wirtschaftlich sind, wären die Groß-Kolchosen ebenfalls zu Defizitbetrieben geworden. Die Kommission setzte durch, daß die Kolchosen in ihrer jetzigen Größe bestehen bleiben sollen — bis vier benachbarte Kolchosen wirtschaftlich arbeiten und vereinigt werden können. Das heißt: es wird nie zur Bildung von Groß-Kolchosen kommen, weil man niemals vier gewinnbringende Kollektive zusammenbekommen wird.

Das größte landwirtschaftliche Problem in Nord-Ostpreußen besteht in der Verminderung der Bodenfruchtbarkeit. Sie beruht auf der mangelnden Düngung und der vernachlässigten Entwässerung. Um allein die Melioration wieder in Ordnung zu bringen, ist ein Zehnjahresplan begonnen worden! Niemand aber vermag zu sagen, woher Stall- und Kunstdünger kommen sollen. Dafür gibt es kein Rezept! Wie uns umgesiedelte Landsleute berichten — sie waren im Memelland und konnten von dort aus verschiedentlich Fahrten nach Ostpreußen unternehmen —, gibt es in der Niederung zwischen Gilge und Ossa einige Dutzend Kolchosen, die je Hektar Land Verluste von 2800 Rubel aufweisen! Die Bodenfruchtbarkeit ist so gering, daß die Kolchosen ihr Vieh nur durch Zukauf von Futtermitteln bei den Staatsgütern durchbringen! In Heinrichswalde hat sich jetzt eine Agrar-Behörde einquartiert, die sich nur mit diesem Problem der bankrotten Kollektivwirtschaft befassen soll. Der neueste Plan besteht unter anderem darin, Kolchosbauern ohne genügende landwirtschaftliche Erfahrung wieder nach Rußland abzuschicken und sie durch aus der Armee zu entlassene Fachleute zu ersetzen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß in Ostpreußen stellenweise die Kolchosen bis zu 40 Prozent mit landfremden Leuten besetzt sind!

Es gibt auch Anzeichen, daß die Sowjetunion bestrebt ist, Nord-Ostpreußen näher an Rußland anzuschließen und langsam den militärischen Sonderstatus abzubauen. Ist es doch gerade dieser Status, der bisher eine normale Ent-

wicklung verhindert hat. Um die Beziehungen zur UdSSR zu vertiefen, geht man jetzt dazu über, die Zahl der Zivilflughäfen zu erhöhen. Bisher gab es im nördlichen Ostpreußen nur den Zivilflughafen von Königsberg-Devau. Weitere Zivilflughäfen sollen nun in Tilsit und Insterburg entstehen. Am wichtigsten ist aber wohl die Vergrößerung des Devauer Flughafens (der heute übrigens überhaupt nicht mehr von Militärmaschinen benutzt wird). Auch die Zahl der Maschinen soll vergrößert werden. Bisher flog nur ein Passagierflugzeug am Tage von Moskau nach Königsberg und zurück. Zukünftig sind zwei Maschinen geplant. Außerdem sollen auch noch zwei weitere Städte im sowjetischen Machtbereich angefliegen werden.

Mit dem Straßenbau und der Erneuerung der Eisenbahnstrecken tun sich die Russen noch schwerer. Diese Verkehrsverbindungen wieder aufzubauen bzw. zu erweitern (in östlicher Richtung) ist nicht nur kostspielig, sondern verschlingt auch viel Material. Und gerade das ist in Ostpreußen noch immer sehr knapp. So wird sich die „Vertiefung der Beziehungen“ zwischen Ostpreußen und der Sowjetunion noch auf lange Sicht nur auf den Flugverkehr beschränken, was sehr wenig und praktisch ohne Bedeutung ist.

Von dem Vorsitzenden des Gebiets-Exekutiv-Komitees in Königsberg, S. Ph. Słaikowski, ist bekannt, daß er — selbst leidenschaftlicher Jäger — die ostpreußische Jagd wieder normalisieren will. In einem Vortrag über Radio Königsberg setzte er sich dafür ein, daß der Bevölkerung die Jagdwaffen wieder fortgenommen werden. Nach seinen Worten besitzen acht von zehn erwachsenen Russen in Ostpreußen eigene Jagdgewehre! Von einer geregelten Jagd und einer Wildhege kann selbst nach der Meinung dieses Spitzenfunktionärs heute nicht mehr gesprochen werden. Nach der Meinung Słaikowski, der bestimmt nicht übertrieben hat, gibt es heute in Nord-Ostpreußen nur noch zwölf Prozent des Wildbestandes aus dem Jahre 1944! Gegenwärtig ist die Jagd für jedermann frei, der einem Jagdverein beiträgt und sich eine Flinte kauft. In den Jagdvereine aber wird jedermann aufgenommen! Unzählige Russen gehen in ihrer Freizeit auf die Jagd, wobei sie kein Tier schonen. Natürlich achten sie auch keine Schonzeiten. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß sich das Wild nur noch in den unzulänglichsten Waldgebieten, die zu Urwald geworden sind, findet.

Am schlimmsten sind die einheimischen Vögel sowie die Zugvögel dran. Da Hoch- und Niederwild erst aufgespürt werden muß, schießen die Russen auf jeden Vogel — auch Sperlinge werden erlegt. In dem Radiovortrag forderte Słaikowski nun, Forstbezirke wie früher einzurichten und nur den Förstern sowie Mitgliedern sogenannter Jagdkollektive den Abschub von Wild zu gestatten. Würden diese Maßnahmen eingeführt, so wäre es auch möglich, aus Polen und Rußland lebendes Wild einzuführen. Vor allem in Niederschlesien und Ostpommern werden von den Polen große Mengen lebenden Wildes gefangen und exportiert. Unter den derzeitigen Umständen würde sich jedoch das Aussetzen von neuem Wild in den nord-ostpreußischen Wäldern nicht lohnen. Es wäre zu wünschen, daß die Vorhaben von Słaikowski zur Durchführung gelangen und der Wildfrevler in Ostpreußen endlich aufhört. Leider wurde in

dem Vortrag auch angedeutet, daß „mehrere Tiergattungen bereits ganz ausgerottet worden sind“. Wahrscheinlich bezieht sich diese Bemerkung auf unsere ostpreußischen Elche und auf andere seltene Tiere in unserer Heimat.

Schließlich sei noch auf ein wichtiges Problem hingewiesen. Der Gesundheitszustand der russischen Landbevölkerung in Ostpreußen ist sehr schlecht! Unter anderem wird das auf folgenden Umstand zurückgeführt: nach der Besetzung 1944/45 wurden Tausende von Brunnen in den deutschen Dörfern zugeschüttet! Die Gründe dafür sind nicht bekannt. Man kann nur vermuten, daß damals eine Anweisung dieser Art von oben kam, weil man Angst davor hatte, daß die Deutschen die Brunnen vergiftet hätten. Inzwischen weiß man, daß dies nicht der Fall war. Die Brunnen aber blieben zugeschüttet. Seit dem Kriege verwendet die russische Bevölkerung Wasser aus Flüssen, Bächen und Teichen. Dieses „Trinkwasser“ soll zwar vor dem Genuß abgekocht werden, aber das wird oft nicht befolgt. So kommt es, daß zahllose Russen aller Altersklassen infolge des Genusses verseuchten Wassers krank geworden sind. Da sich die meisten Leute selbst kurieren wollten oder die Ärzte in den wenigen Krankenhäusern



die Ursachen nicht erkannten, haben die Krankheiten oft Dauerfolgen gehabt. Heute endlich will man diese Zustände abändern. Im Samland beginnt man bereits damit, alte deutsche Brunnen wieder aufzugraben oder ganz neue anzulegen. Da diese Arbeiten jedoch von der Bevölkerung im Rahmen des „Nationalen Aufbauwerkes in freiwilliger Weise“ durchgeführt werden müssen, kommen sie nur sehr langsam voran. Stadt, Provinz und Gemeinden haben nicht genug Geld, um überall diese unbedingt notwendigen Arbeiten ausführen zu lassen. Man ersieht daraus, wie äußerst primitiv noch heute die Lebensverhältnisse in Ostpreußen sind und daß die zivilisatorischen Errungenschaften noch immer weitgehend zerstört sind.

Genauso ist es auch mit den Ortschaften und Städten, die über ein eigenes Kanalisations- und Leitungsnetz verfügten. Nicht einmal ein Drittel dieser Einrichtungen ist in Nord-Ostpreußen erhalten geblieben bzw. wieder instandgesetzt worden! Auch hierdurch sind unheilbare sanitäre Zustände entstanden, die nur in langwierigen Aufbauprozessen gebessert werden könnten.

Bücher der Heimat

baziehen unsere Leser vom Heimatbuchdienst, Braunschweig, Donnerburgweg 50



Ein Buch, das die Herzen aller Pferdeliebhaber höher schlagen läßt.

Die Pferde mit der Elchschaufel

Das Schicksal der Trakehner
Von Daphne Machin Goodall

Trakehnen — ein Name, der das Schicksal Ostpreußens symbolisiert, und ein Weltbegriff für eine der edelsten Pferderassen. Miss Goodall hat mit ihrem dokumentarischen Bericht den Pferden mit dem Elchbrand ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Treckberichte und Briefe über die tragische Flucht der Pferde bei Kriegsende, Gespräche mit Überlebenden sowie sorgfältiges Quellenstudium sind die Bausteine dieses hohen Liedes auf das Trakehner Pferd und seine Bewahrung. Einmalige Originalaufnahmen ergänzen den Text. — Ein sinnvolles Geschenk für alle Pferdefreunde und ein Buch der stolzen Besinnung für unsere ostpreußischen Landsleute.



Heute empfehlen wir besonders:

Heitere Stremel von Weichsel und Memel

Schmunzelgeschichten aus Ost- und Westpreußen. Hrgg. von Fritz Kudnig. Mit zahlreichen Textillustrationen. Ein fröhliches Stelldichein der namhaftesten Autoren der Heimat der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Buch, das nicht nur Freude schenkt, sondern darüber hinaus die Heimat in ihrer ganzen wurzelhaften Ursprünglichkeit erstehen und die Sorgen des Alltags vergessen läßt. 128 Seiten, 3farb. Cellophan-Umschlag. DM 4,80



Ein wertvolles Geschenk vor allem für die reifere Jugend.

Große Ost- und Westpreußen

Geistestaten — Lebensfahrten — Abenteuer
Herausgegeben von Walter Schlusnus

Sachkundige Autoren führen in spannenden erzählten Kurzgeschichten in das Leben und Wirken ost- und westpreußischer Entdecker u. Erfinder, Feldherren u. Staatsmänner, Forscher und Gelehrter, bildender Künstler, Komponisten, Dichter und Philosophen liebevoll ein. Die anschließenden Biographien geben knapp und prägnant Hinweise auf Werk und Leben der gewürdigten Persönlichkeiten. So runden sich diese Lebensbilder in glücklicher Verbindung von Erlebnis und Wissen zu einem Gesamtbild von Volkstum, Geschichte und Kultur des 700jährigen Ordenslandes in seiner Verpflegung mit dem gesamtdeutschen und europäischen Geistesleben. — Ein Buch, das leicht einprägsam und unterhaltend die Kenntnis des deutschen Ostens fördert und zugleich die allgemeine Bildung vertieft.

Prompte Lieferung. Bequeme Ratenzahlung.
Bestellschein von Seite 12 verwenden.

240 S., mit vielen Textillustrationen, Ganzln. DM 12,80

104 Seiten, 22 Fotos auf 19 Kunstdrucktafeln. DM 12,—

Jagdmuseum bittet um Hilfe

Das „Ostpreußische Jagdmuseum — Wild, Wald und Pferde Ostpreußens“ im Lüneburger „Alten Kaufhaus“, das trotz der Kürze seines nur einjährigen Bestehens weit über die Grenzen Niedersachsens zum Begriff geworden ist, wurde im Verlaufe der Terrorbrände in Lüneburg im Feuersturm der Nacht vom 22./23. Dezember 1959 durch Brandstiftung zerstört. Unersetzliche Trophäen, die den Begriff Ostpreußen handgreiflich nahebrachten, und andere Werte sind durch Bubenhand vernichtet. Viele dieser Trophäen waren beim Untergang Ostpreußens unter Lebensgefahr und unter Zurücklassung von anderem wertvollsten Besitz gerettet und als Vermächtnis der Heimat dem Ostpreußischen Jagdmuseum übergeben worden. Sie sollten zeugen für die Heimat und das unveräußerliche Recht auf sie.

Auch wertvolles Archiv- und Anschauungsmaterial über Ostpreußens Wild, Wald und Pferde, die Vogelwarte Rossitten, die ostpreußische Falknerei, das ostpreußische Schützenwesen, das Yorksche Jäger-Bataillon u. a. m. sind dem Feuer zum Opfer gefallen.

Die Vernichtung bedeutet aber keine Aufgabe der Idee. Es ist nicht Ostpreußenart, diesen Schicksalsschlag tatenlos hinzunehmen. Wir setzen ihm ein „Dennoch“ entgegen. Dafür wird man in weitesten Kreisen Verständnis finden. Wenn wir jetzt diese „Grüne Dokumentation“ Ostpreußens in ehrenamtlicher Arbeit wieder aufbauen, erfüllen wir eine Dankeschuld gegenüber unserer geliebten Heimat Ostpreußen, das auch allen Deutschen gemeinsam gehört. Das „Grüne Ostpreußen“ muß in Bild und Schrift sowie in Trophäen aus der Asche auferstehen! Es muß jetzt durch den

Wiederaufbau in des Wortes eigentlicher Bedeutung die „Feuerprobe“ bestehen!

Das erfordert aber die tatkräftige Unterstützung aller, die sich mit dieser urwüchsigen deutschen Provinz verbunden fühlen. Wir wenden uns an alle — ganz gleich, ob sie im Osten oder Westen unseres Vaterlandes oder gar woanders ihre Heimat hatten und noch haben. Alles bemerkenswerte Anschauungsmaterial, wie typische Trophäen (ggf. zum Abgießen), Bilder, Dokumente, sind uns wertvoll, vor allem aber auch jede Geldspende ist erwünscht. Wir bitten überall im Bekanntenkreis, in Betrieben, Organisationen, Schulen usw. zum Sammeln von Spenden für den Wiederaufbau anzuregen.

Da das Museum als „besonders gemeinnützig“

Für Heimatveranstaltungen

ernster wie heiterer Art stellt sich Ihnen

HERMANN BINK

(früheres Mitglied des Stadttheaters und Mitarbeiter beim Sender Königsberg) aus ideellen Gründen unentgeltlich zur Verfügung. Nur die Fahrtkosten werden beansprucht.

Anschrift: Hermann Bink, Göttingen, Waldheim der Mittelschule (auf dem Warteborg).

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Oldb.), Göttenstraße 33.

Allen im August geborenen Turnschwestern und Turnbrüdern herzliche Glückwünsche für das neue Lebensjahr! Den vollen Zehner und den Ältesten einen Sondergruß! Es vollenden 40 Jahre: am 10. 8. Dr. Ernst Remppis (Zoppot), am 19. 8. Gerda Utcke-Müller (KMTV Königsberg), am 25. 8. Waltraut Denk-Semkat (KMTV Königsberg), am 30. 8. Dr. Lilo Remppis-Wagner (Zoppot); 50 Jahre: am 30. 8. Erwin Assmus (KMTV Königsberg); 60 Jahre: am 5. 8. Alfred Tischer (Ruderverein Danzig), am 16. 8. Willy Marczinski (Bartenstein), am 19. 8. Erwin Liedtke (Gumbinnen); 70 Jahre: am 16. 8. Karl Wetzker (KMTV Königsberg); 79 Jahre: am 25. 8. Dr. Kurt Stahr (KMTV Kbg./Stallupönen); 80 Jahre: am 25. 8. Alb. Zerahn (Elbing); 81 Jahre: am 5. 8. Henry Forstreuter (Fischhausen); 82 Jahre: am 4. 8. Elfriede Stodollik (Lyck); 85 Jahre: am 8. 8. Ernst Nelte (Tgme, Danzig).

Zum XI. Wiedersehenstreifen in Espelkamp-Mittwald vom 9. bis 12. September 1960 sind Einladungen an alle versandt. Wer etwa keine erhalten hat, fordere sie bitte umgehend bei mir an. Zeitplan und Anmeldeblatt mit Kostenrechnung sind jeder Einladung beigelegt.

Für das Jahrbuch der Turnkunst 1961 bitte ich alle Verbindungsleute unserer früheren Vereine (Sprecher, Schriftführer, Karteiführer), kurz gehaltene Beiträge über Vereinstreffen, Patenschaftsverbindungen usw. so bald wie möglich an mich zu senden. Der Deutsche Turnerbund hat uns auch in diesem Jahr wieder eine Seite des Jahrbuchs zur Verfügung gestellt.

Wir gratulieren!

Diamantene Hochzeit

Eheleute Ludwig Prawzick und Marie geb. Luga aus Heldenfelden, Kreis Lyck, am 24. Juli in Seesen a. H. Von den acht Kindern des Jubelpaares sind zwei Söhne gefallen, ein dritter Sohn starb kurz nach Kriegsende. Unter den Gratulanten befand sich auch eine jetzt in Kanada lebende Tochter, die eigens im Flugzeug nach Deutschland kam, um ihren Eltern zu gratulieren.

Goldene Hochzeit

Eheleute Paul Pokrandt und Anna geb. Supkowski, aus dem Kreis Deutsch Krone stammend, am 16. Juli in Höver, Kreis Burgdorf.

102. Geburtstag

Ottile v. Kehler aus Ostpreußen, die als Siebenundachtzigjährige ihre Heimat verlassen mußte, am 8. Juli in Celle, wo sie bei ihrer 73jährigen Tochter lebt. Frau v. Kehler dürfte wohl die älteste Einwohnerin Niedersachsens sein.

81. Geburtstag

Franziska Czygan, Witwe des Ober-Ing. der Ostpreußen-Werk AG, Paul Czygan, früher Königsberg/Pr., am 23. August in Eblingen-Mettingen, Lerchenbergstraße 32. Die Jubilarin erfreut sich bester Gesundheit.

80. Geburtstag

Witwe Marie Gennerich geb. Labuschat aus Eydkuhnen am 19. Juli in Klein-Eicklingen bei Celle.

75. Geburtstag

Oberingenieur VDI Hellmuth Möhrke am 25. August in Markdorf am Bodensee, Bildbachstraße 18. Der Jubilar war von 1933 bis 1945 Direktor der Natura-Milch-Export-GmbH. in Allenburg; das Werk wurde 1938 von der Glücksklee-Milchges. mbH, Hamburg, übernommen. Er ist durch seinen Beruf weit herumgekommen und war u. a. auch mehrere Jahre im Ausland tätig. Geistig noch äußerst rege, erfreut er sich bester Gesundheit. — Seine Bekannten und früheren Mitarbeiter gratulieren ihm auf diesem Wege herzlich und wünschen ihm einen schönen Lebensabend.

Die „Ostpreußen-Warte“ wünscht allen Jubilaren recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit!

anerkannt ist, können Geldspenden hierfür steuerlich abgesetzt werden.

Geldzahlungen werden erbeten an die Stadtparkasse Lüneburg oder an die Kreisparkasse Lüneburg unter „Ostpreußisches Jagdmuseum, Sonderkonto Wiederaufbau“

Die nachfolgenden Länder haben Genehmigungsbescheide zu öffentlichen Sammlungen (bis zum 31. August 1960) erteilt:

Baden-Württemberg (30. 6. 1960 — IX 251/369/9), Berlin (23. 5. 1960 — III C 1 — 0346/9257), Bremen (22. 6. 1960 — IB (4) 823/60), Hamburg (16. 5. 1960 — 24 82 5 54), Hessen (15. 6. 1960 — II d — 21 f 04 — V 19/60), Niedersachsen (4. 5. 1960 — II/1 (d) 120.510 — 5/60), Nordrhein-Westfalen (13. 5. 1960 — I C 3/24 — 13.77), Rheinland-Pfalz (13. 6. 1960 — 155 — 06/20 Nr. 222), Saarland (23. 6. 1960 — B 3274), Schleswig-Holstein (13. 5. 1960 — I 23a — 8020 — 26/60).

Ostpreußisches Jagdmuseum — Wild, Wald und Pferde Ostpreußens — e. V. in Lüneburg.

Dr. Wallat H. L. Loeffke
1. Vorsitzender Geschäftsf. Vorsitzender

Gern unterschreibe ich den vorstehenden Aufruf und bitte auch meinerseits, das Aufbauwerk nach Kräften zu unterstützen. Ich wende mich insbesonderheit an die im DJV zusammengeschlossenen Jäger, den heimatlosen Ostpreußen bei der Neuschaffung einer Erinnerungstätte weitgehend zu helfen. Volksverbundenheit und Kameradschaft durch die Tat zu beweisen, ist in erster Linie Herzenssache, aber auch eine Verpflichtung!

H. J. Cossack
Präsident des Deutschen Jagdschutzverbandes

Nur jede 20. Eheschließung eine Mischehe

Nachdem bereits eine Untersuchung der „Studia Slaskie“ (Schlesische Studien, Bd. II) kürzlich ergeben hatte, daß sich die alteingesessene Bevölkerung Oberschlesiens nach wie vor schroff gegenüber den Zuwanderern abschließt, behandelte jetzt die Breslauer Wochenzeitung „Odra“ das gleiche Problem.

Während die Zuwanderer von den Alteingesessenen als „Hadzajce“ bezeichnet werden, nennen die Ersteren die einheimischen Oberschlesier „Hanys“. Schon diese — lt. „Odra“ — allgemeingültige Klassifizierung wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf die herrschenden Gegensätze. Einerseits werfen die Neuankömmlinge den Einheimischen „Abkapselung im engsten Familienkreis“ und „übertriebenen Sparsamkeitssinn“ vor — andererseits wird von den letzteren die „leichtlebige, auf den Augenblick bedachte Lebensführung“ der „Hadzajce“ abgelehnt.

„Odra“ läßt durchblicken, daß sich insbesondere die Hoffnungen auf eine größere Zahl von Mischehen und damit auf ein Nachlassen der Spannungen nicht erfüllt haben.

Wollen Sie von Herzen fröhlich sein?

Dann rufen Sie den Verfasser unserer Trostmann-Briefe, den Schöpfer der Auguste Oschenat und vieler lustiger Gedichte zu einem Heimateabend. Er kommt gern zu Ihnen, und seine Bedingungen sind auch für kleinere Gruppen tragbar. — Schreiben Sie daher sofort an

Dr. Alfred Lau, Bad Grund/Harz, Hübichweg 16

„Lebensborn“

DIE VIELE TAUSENDEMAL BESTENS BEWAHRTE
„GESUNDHEITSDECKE“
aus Heidelberg

In unserer Zeit voller Hast und Unruhe ist ruhiger erquickender Schlaf notwendiger denn je. Es gibt nichts, das Gesundheit und Wohlbefinden mehr fördert, als ein guter Schlaf. Nichts fördert den Schlaf mehr, als wohltemperierte Wärme. Diese gesundheits-erhaltende und heilende Wärme gibt Ihnen

„Lebensborn“

Ganz besonders hilft „LEBENSBOHN“ bei:

ORGAN-ERKRANKUNGEN wie Gallen-, Leber- und Blasenleiden,
RHEUMATISCHEN ERKRANKUNGEN der Gelenke und Muskeln,
ERKÄLTUNGS-KRANKHEITEN wie Grippe, Husten, Bronchitis, kalte Füße etc.
FRAUENLEIDEN mit lästigen Rückenschmerzen,
NERVENENTZÜNDUNGEN wie Ischias Neuralgie, Neuritis, Hexenschuß etc.
ALTERSERSCHINUNGEN — CHRONISCHER MUDIGKEIT — ASTHMA — GICHT
KREISLAUFSTÖRUNGEN — BANDSCHEIBENBESCHWERDEN und alle Krankheiten bei denen der Arzt die Anwendung gleichmäßiger Wärme verordnet. Den Wert von „LEBENSBOHN“ bestätigen zahlreiche ärztliche Gutachten.

DAHER GEHÖRT

„Lebensborn“

ZU JEDER JAHRESZEIT IN JEDES HAUS!

Zuschriften zwecks weiterer Angaben über „LEBENSBOHN“ bitte zu richten an E. SZAJNA, Generalvertretung, Braunschweig, Schusterstraße 3

Aus den Landsmannschaften

Seesen a. H.

Der Heimatpolitische Abend zum 40. Gedenken des Abstimmungssieges in Ost- und Westpreußen am 11. Juli 1920 wurde zu einer erhebenden Feierstunde. Als Sprecher wirkten mit: Frau Fahke, Bruno Scharmach, Frau Liedtke und Frau Weiss. Ebenso eindrucksvoll waren die Eröffnungsansprachen von Schulrat A. D. Papendick, der Hauptvortrag des 1. Vorsitzenden Reg.-Rat A. D. Augustin und die abschließenden Worte von Landwirtschaftslehrer Luszick. Es war eine gut besuchte, wirkungsvolle Kundgebung.

Lübecke i. W.

Die hiesige Ortsgruppe der LO hielt kürzlich ihre Monatsversammlung ab, die von der Jugend durch Rede, Spruch und Lied zu einer schönen Nachfeier der Düsseldorf Kundgebung der Ostpreußen gestaltet wurde. Der Vorsitzende, Lm. Hardt, faßte dann noch in einer kurzen Übersicht die Höhepunkte und die Bedeutung dieses Tages zusammen. Anschließend wurden Filme von der Wechsel und von Danzig gezeigt.

Waldshut

In Waldshut und in Tiengen wurde auf eine recht originelle Art die Bevölkerung an die vor 40 Jahren durchgeführte Volksabstimmung erinnert; vermittelst Schaufenster-Ausstellungen. Landkarten zeigten das einstige Deutschland und die damaligen Abstimmungsgebiete in Ost- und Westpreußen sowie in Oberschlesien. Auf verschiedenen Tafeln wurden die Abstimmungsergebnisse vermerkt und Notgeldscheine aus diesen Gebieten gezeigt. Eine Bücherausstellung wies auf die geistigen Leistungen des deutschen Ostens hin. Alle diese Dokumente wurden von der Bevölkerung viel beachtet. A.G.

Bad Aibling

In eindrucksvoller Feier beging der hiesige Kreisverein den diesjährigen Muttertag. Symbolisch für alle Mütter überreichte mit einem Gedicht der Schüler Ulbrich Thiede einer der anwesenden Mütter einen Blumenstrauß. Neben gemeinsam gesungenen Ostpreußen-Liedern wurden von der Jugend noch Gedichte vorgetragen und eine Muttergeschichte vorgelesen.

Zum 1. Pfingstfeiertag unternahm die kleine Kreisgruppe mit Omnibus eine Fahrt ins benachbarte Österreich und verbrachte den Abend in Kufstein.

Am 3. Juli, dem ersten Sonntag des Monats, trafen die Landsleute wieder im Frühlinggarten zusammen. Hierbei erinnerte der 1. Vorsitzende Fritz Kosta an die Abstimmung am 11. Juli 1920 und die Bedeutung dieses Tages für Ost- und Westpreußen. Zum Weltflüchtlingsjahr hatte der Vorstand der Kreisgruppe vom Bundeskuratorium für das Weltflüchtlingsjahr Sammelkarten erhalten. Als Ergebnis der Sammlung konnten ca. 100 DM genannt werden.

Kameradschaft Luftgau I

Anschrift: W. Gramsch, Celle, Waldweg 83, Telefon 4734.

Das Sondertreffen der Kameradschaft Luftgau I, das in Verbindung mit dem Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen am 10. Juli in Düsseldorf stattfand, hatte einen guten Besuch zu verzeichnen und wurde allgemein begrüßt. Obgleich am Nachmittag starker und anhaltender Regen einsetzte, erschienen Kameraden und Kameradinnen in großer Zahl, um durch ihre Anwesenheit die Verbundenheit zur alten Dienststelle bzw. zur alten Truppe zu dokumentieren. Besonders stark waren die ehemaligen Flugzeugwerften vertreten. Von den fliegenden Verbänden nahm als prominenter Vertreter der ehemalige Stuka-Kommandeur aus Insterburg, Oberleutnant a. D. Rentsch, teil, der ein Bildokument aus dem Jahre 1939 zur Ansicht stellte. Auch er bedauerte, daß die fliegenden Verbände bei derartigen Treffen so wenig in Erscheinung treten. Wie in letzter Zeit häufig beobachtet, liegt der Schwerpunkt der Arbeit bei den Traditionsverbänden jetzt vorzugsweise auf dem Sektor „Altersversorgung“, was verständlich ist. Diese Fragen sind im Hinblick auf die amtlichen Bestimmungen kaum noch ohne versierte Experten zu lösen.

Alle Teilnehmer begrüßten die Gelegenheit des Treffens lebhaft und äußerten den Wunsch, derartige Zusammenkünfte bald wieder zu arrangieren. Der Kameradschaft traten fünf neue Mitglieder bei.

Suchdienst

Siegfried Gerlach, geboren 29. Oktober 1923 in Königsberg/Pr., wohnhaft gewesen in Königsberg/Pr., Bachstraße 23, letzte Feldpost-Nummer L 43 432 Lg-Postamt München II, wird gesucht von seiner Mutter, Frau Edith Gerlach, Cannstatt, Darmstädter Straße 34.

Der Gesuchte war Flugzeugführer und ist am 11. Februar 1943 nach Beendigung seiner Blindflugausbildung in Mittelitalien abgestürzt und wird seither vermißt. Haben sich Besatzungsmitglieder durch Absprung retten können und wer weiß etwas über das Schicksal des Vermißten? Angaben werden an die obige Anschrift erbeten.

Oberfeldwebel Herbert Tobehn, geb. am 13. April 1914 in Kreuzburg/Ostpr., Kreis Pr.-Eylau, wird gesucht von seiner Mutter, Frau Maria Tobehn, Lauenburg/Elbe, Windmühlencamp 6.

Seine letzte Nachricht stammt vom 16. Juli 1944. Der letzte Einsatz war als Werkmeister in Schaulen/Litauen auf dem Flugplatz. Angaben werden an die obige Anschrift erbeten.

Aus den Traditionsverbänden

Ehem. Ostpr. 24. Pz.-Div. (früh. Ostpr. 1. Kav.-Div.). Am 24. und 25. September 1960 treffen sich die ehemaligen Angehörigen dieser Division in Celle. Verbunden mit diesem Treffen ist eine große Suchdienst-Ausstellung. Auskunft und Anmeldung: Hans Ritter-Klippert, Kassel, Georg-Thöne-Straße 2.

Erben und Verwandte gesucht

Anzeigen unter diesem Titel in unseren letzten Ausgaben haben bislang zu keinem Ergebnis geführt, obwohl zahlreiche Zuschriften in dieser Erbschaftsangelegenheit bei dem Inserenten eingegangen sind. Wir bitten daher unsere Leser der Anzeige auf Seite 12 erneut ihr Augenmerk zu widmen und, falls sie Auskünfte über Angehörige der Marie Mauruschat geben können, sich mit dem Rechtsanwaltsbüro in Straßburg in Verbindung zu setzen (unter Bezugnahme auf die „Ostpreußen-Warte“).

Liebe Leseratten!

Steigen wir für heute einmal von der „Kogge“ um auf die „Omaruru“, ihr werdet es nicht bereuen.

Die „Omaruru“, ein als Wohnschiff eingerichteter kleiner Bodenseedampfer, den der alte Bodensee-Kapitän Emil Pecht, der sich schon zur wohlverdienten Ruhe gesetzt hatte, eines schönen Tages erbt. Ein sonderbares Schiff, äußerlich zwar wie alle Schiffe, aber — mit einer höchst merkwürdigen Besatzung. Zu dieser Besatzung gehören nämlich der Neger-Heizer Massa Mau, der Waschbär Fritz und der Zwerghahn Stiefelvat. Gerade im Augenblick, da Kapitän Pecht mit dieser Besatzung in See stechen will, erscheint das Mädchen Beryl aus Südafrika. Nun hat der Kapitän wirklich alles zu seiner Weltreise beisammen. Es wird eine äußerst lustige Reise, von der uns der bekannte Schriftsteller Friedrich Schnack in seinem Roman

WELTREISE MIT BERYL. Ehrenwirth Verlag, München, 216 S., Halbb., farb. Schatzumschlag.

erzählt. Fragt nur den Ralmund, der es auf der „Omaruru“ schnell vom Matrosen zum Obermatrosen gebracht hat, ob diese Reise nicht eine tolle Sache war. Und die Buben und Mädchen aus der Untertertia der Oberschule in Konstanz wissen das auch, denn sie durften dabei ebenfalls mitmachen, sie erregen damit sogar die gefährliche Eifersucht der Obertertianer. Es gibt eine regelrechte Seeschlacht, aber auch noch manches andere, denn mit einem Neger-Heizer, einem Waschbären und einem Zwerghahn kann allerlei passieren, zumal wenn in einem Testament einiges über sie bestimmt ist. — Gute Fahrt für alle, die sich an dieser Weltreise mit Beryl beteiligen wollen!

Eine Schulklasse, eine zu allerlei Streichen aufgelegte Jungenklasse mit ihrem Lehrer „Wunderlich“ (mit Spitznamen) steht auch im Mittelpunkt einer Erzählung von Heinrich Schmidt-Barrien

UND BAUEN DEN BIENEN EIN HAUS. Baken-Verlag, Hamburg, 100 Seiten, Halbb., DM 4,50, brosch. mit Leinenrücken DM 3,—.

Man müßte ja nun eigentlich sagen, die Bienen stehen im Mittelpunkt. Aber das ist ja eben das Reizvolle an diesem Buch, daß es uns einen anschaulichen Naturkundeunterricht verpackt in einer spannenden Handlung darreicht. So müßten alle Jugendbücher geschrieben sein, die neben bloßer Unterhaltung zwanglos Wissen vermitteln wollen.

Ein weiteres, ebenso spannend geschriebenes Jugendbuch (diesmal aus der Welt der Technik, genauer aus dem Gebiet der Erdölgewinnung) ist die Erzählung von Paul Schurek

OL AUS DER HOLLE. Baken-Verlag, Hamburg, 100 Seiten, Halbb., DM 4,50, brosch. mit Leinenrücken DM 3,—.

Die sogenannte „Hölle“ (alte Flurbezeichnung) zwischen Geest und Marsch in Holstein unweit Heide ist der Schauplatz der Erzählung, und es geht, wie gesagt, um das flüssige Gold aus den Tiefen unserer Erde. Der Leser gewinnt einen Einblick in die Arbeiten bei den Bohrungen und in der Raffinerie; der Verfasser versteht es, trotz der Vermittlung einer Vielzahl von technischen Einzelheiten, packend und anschaulich zu schildern.

Beide Bändchen aus der Baken-Bücherei sind mit vielen Textillustrationen und schematischen Skizzen, letzteres auch mit Übersichtskarten versehen, die die Lektüre vervollständigen und — wo notwendig — erläutern.

Wie immer: viel Spaß für Euer neues Buch!

Euer Gert

Dies ist er, der Stadtschreiber von Schilda, JEREMIAS PUNKTUM,



nach dessen eigenhändigen Aufzeichnungen die wahre Geschichte der Schildbürger gedruckt wurde.

Das neue Buch des bekannten Jugendbuchautors OTFRIED PREUSSLER:

BEI UNS IN SCHILDA

Illustr. v. F. J. Tripp, 128 S. Hln. DM 5,90

Das Buch muß man gelesen haben!

HEIMATBUCHDIENST

Braunschweig, Donnerburgweg 50

Der kluge Richter

Von Johann Peter Hebel

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingnäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu tun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Talern, an.

Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld hab ich gefunden. Dies wird's wohl sein. So nimm dein Eigentum zurück!“ So sprach er mit dem heiteren Blick eines ehrlichen Mannes und guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen.

Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund“, sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Taler in das Tuch eingnäht, ich finde aber nur noch siebenhundert Taler. Ihr werdet also wohl die Naht aufgetrennt und eure hundert Taler Belohnung schon herausgenommen haben. Daran habt ihr wohl getan. Ich danke euch.“ Das war nicht schön; aber wir sind noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Untreue schlägt ihren eignen Herrn!

Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Taler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu tun

war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe.

Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihren Behauptungen, der eine, daß achthundert Taler eingnäht gewesen seien, der andere, daß er von dem gefundenen Gelde nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des anderen zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und tat hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der eine von euch achthundert Taler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Talern gefunden hat, so kann auch das Geld des zweiten nicht das nämliche sein, auf welches der erste ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Taler verloren hat. Und dir, da weiß ich keinen besseren Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Taler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Aus dem „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 8

August 1960

Allerlei ÜBER DAS BROT

Alles Getreide war einmal Gras. Seit der Urzeit ernährten sechs Getreidesorten die Menschheit: Hirse, Hafer, Gerste, Weizen, Roggen und Mais. Obwohl jede Getreidesorte mehr oder weniger lange die Alleinherrschaft für sich in Anspruch nahm — König unter den Brotgetreiden wurde der Weizen.

Bei unseren Vorfahren war die Erntezeit eine „heilige Zeit“, darauf konzentrierten sich alle Kräfte. Die Rechtsprechung ruhte, und keine Feier wurde in dieser Zeit gehalten. Hochzeiten mit Musik hätten abgelenkt von dem einen, das alle Kräfte beanspruchte. Der Anfang der Ernte wurde durch bestimmte Vorschriften festgelegt. Erst nach einem Probesschnitt gab der Gemeindegemeinde das Zeichen dafür, daß die Sensen die Halme schneiden konnten. Natürlich waren die erste und die letzte Garbe von besonderer Bedeutung. Die erste mußte ein Kind schneiden, damit Glück und Segen über der Ernte ruhte. Die letzten Halme, die in einer Ecke des Feldes stehen bleiben mußten, wurden mit Feldblumen zu einem Strauß zusammengebunden. Noch heute heißt die letzte Garbe in Oldenburg die „Erntemutter“.

Hekataios von Milet nannte (um 500 v. Chr.) die Aegypter des Altertums die „Brotesser“. „Zahl der Brote“ bedeutete Reichtum; jahrhundertlang wurde der Arbeitslohn in Broten gezahlt: Ein Bauer erhielt im allgemeinen drei Brote und zwei Krüge Bier pro Tag. Ein Tempelbeamter bekam 900 feine Weizenbrote und 36 000 in der Asche geröstete Fladen sowie 360 Krüge Bier pro Jahr.

Viele überlieferte Erntesitten und -gebräuche haben sich da und dort erhalten. Viele sind vergessen worden im Laufe der Jahrhunderte. Geblieben ist sehr oft der große Erntekranz, den jedes Dorf aufrichtet, und um den am Erntedankfest der Tanz beginnt.

Es gibt keinen Monat im Jahr, in dem auf unserer Erde nicht geerntet würde. Im Januar — in Australien, Chile, Argentinien und Neuseeland. Im Februar



Das Korn ist geschnitten / Zeichnung von Fritz Sindel

— in Nordindien. Im März — in Südindien. Im April — in Persien, Syrien, Palästina, Nordteil von Mittelamerika und Mexiko. Im Mai — in China, Kleinasien, Nordteil von Aegypten, Tunis, Algier, Marokko und Arabien. Im Juni — in Spanien, Portugal, Kalifornien, Südfrankreich, Rumänien, Bulgarien Griechenland und Jugoslawien. Im Juli — in Nordfrankreich, Osterreich, Ungarn, in großen Teilen Rußlands und in den Vereinigten Staaten. Im August — in der Schweiz, in Deutschland, Holland, Belgien und Kanada. Im September — in Norwegen, Schweden, Dänemark, Island, Nordteil der USA, Kanada-Nord, Alaska und Schottland. Im Oktober — in Sibirien. Im November — in Korea, Borneo, Celebes und Sumatra. Im Dezember — in Südafrika und Hinterindien.

Wo kommt der Ausdruck her?



Leben wie Gott in Frankreich...

Also sorglos und bequem, ohne Bemühung. Zur Zeit der Französischen Revolution war der Herrgott für eine Zeitlang abgeschafft, man glaubte nur mit Vernunft die Menschen regieren und das Christentum entbehren zu können. Der liebe Gott war sozusagen nicht mehr nötig und brauchte sich um seine Menschen nicht mehr zu kümmern, die Sorge hatte der revolutionäre Mensch ihm abgenommen. „Der lebt ja wie Gott in Frankreich“ heißt also heute, der lebt sorglos und bar aller Verantwortung, einfach so in den Tag hinein. Diese etwas frivole Redewendung schließt jedoch auch immer eine kleine Rüge in sich für alle diejenigen, die allzu sorglos und allzu gemütlich sich gehen lassen.

Paul Beneke und das Jüngste Gericht

Don Wolfgang Federau

Dies war der Mann, der Mensch, wie ihn seine Zeitgenossen kannten, wie er heute noch, bald fünfhundert Jahre nach seinem Tode, vor dem geistigen Auge aller Danziger steht, denen sein Name zu einem Begriff geworden ist: Paul Beneke, ein Schiffshauptmann, ein Kapitän, ein Admiral, wenn man so will, oberster Befehlshaber der Danziger Flotte, gewichtige Persönlichkeit im Flottenverband der Hansischen Städte. — Ein hart sevogel, so nannte ihn eine zeitgenössische Chronik, ein dadescher Held, so hieß er anderswo. Raub, gerade, ehrlich, des Befehls gewohnt. Gewohnt auch, daß man ihm bedingungslos gehorchte, so weit seine Befehlsgewalt reichte. Nichts ist bekannt über seine Herkunft, nichts über die einzelnen Etappen seines Lebens. Mit einem Male stand er da, im hellen, strahlenden Licht

der Geschichte. Um, dank seiner Taten, seiner Tapferkeit, seiner hingebenden Liebe zu der Stadt, die ihm vertraute, nie mehr vergessen zu werden.

Dieser Schiffskapitän, dieser Admiral, der mit seinem Flaggschiff, dem „Peter von Danzig“, dem „großen Krawel“, in jener Juninacht Anno 1473 vor der Maas-mündung, zwischen Goeder Gaat und Brouwer Gaat, auf die mächtige Galeide St. Thomas lauerte, auf dieses bestens ausgerüstete Schiff, wußte von ihr zunächst nicht viel mehr, als daß sie unter dem Befehl eines französischen Kapitäns stand, unter burgundischer Flagge fuhr und daß zwei Florentiner als ihre Eigentümer eingetragen waren. Aber nein — etwas anderes wußte er noch: daß sie reiche Fracht barg in ihrem mächtigen Rumpf, und daß diese Fracht nicht nur für Italien sondern auch für

England bestimmt war. Also Kapergut barg. Denn mit England lag die Hanse in Fehde, und es entsprach den damaligen Gepflogenheiten der Seekriegsführung, daß man zu erbeuten versuchte was für den Gegner bestimmt war. Grund genug also, die Galeide anzugreifen.

Dann, als die St. Thomas geentert und erbeutet, in Besitz genommen war, als man Schweiß und Blut des Kampfes abgewaschen hatte, wurde geprüft, was der Bauch des Schiffes schirmend umschloß. Es übertraf weitaus alle, auch die kühnsten Erwartungen. Pelze und Leinwand, feinstes flandrisches Tuch, Alaun, Spezereien und geprägtes und ungemünztes Gold kamen zutage. Und dann, schließlich, aus wohlüberdachtem Versteck, als des Kostbaren wertvollstes, ein Gemälde, ein großes, dreiteiliges Bild, ein sogenanntes Triptychon. Hans Memling, der weltberühmte flämische Meister hatte es gemalt, sein Pinsel hatte diese Darstellung des „Jüngsten Gerichts“ geschaffen. Hatte die Hölle mit der Hölle Glut gemalt und die Gefilde der Seligen mit der Liebe und der Hingabe eines gläubigen und sehnsuchtstrunkenen Herzens. Und der Gesandte der Medici in Brügge, Angelo Tanl, hatte das gewaltige Werk erworben, um es einer Kirche seiner Vaterstadt Florenz zu stiften. Aber es sollte Florenz nie sehen.

Und nun also stand Paul Beneke, inmitten seiner ganzen Schiffsmannschaft, vor diesem Bild. Und inmitten dieser ganzen Schiffsmannschaft sank der kampfgewohnte, schlächterprobte Mann, dieser Mann, dem das Schwert Handwerkszeug und das Rauschen des Meeres Bettgenosse war, ergriffen in seelischer Erschütterung, angeweht von dem Odem der Kunst, in die Knie. Dieses gepanzerte Herz spürte die Größe und die Gewalt, die von diesem Kunstwerk ausströmte, eine Gewalt, der sich bald niemand entziehen konnte, der es je zu Gesicht bekam.

Paul Beneke aber wußte auch, ahnte mindestens den ungeheuren Wert, den dies Gemälde auch in materiellem Sinne darstellte. Er duldet nicht, daß es den Gefahren einer allzu langen Seefahrt inmitten einer vom Krieg durchtobten Zeit ausgesetzt wurde. Er ließ es sich nicht nehmen, die kostbare Beute selbst auf dem Landweg nach Danzig zu bringen. Von Stade nahe der Elbmündung über Mecklenburg und Pommern ging die Reise, und die Kunde von der ungewöhnlichen und kostbaren Beute lief dem Geleitzug voraus, ging von Mund zu Mund weiter. Als Paul Beneke in die Nähe der Stadt kam, war ihm die festlich gekleidete Bevölkerung schon bis Oliva entgegengekommen.

Niemand konnte sagen, wem Jubel und Erwartung des festlichen Haufens mehr galten, dem erfolgreichen Schiffsführer und Seehelden oder dem Bild, von dem schon Wunder und Märchen erzählt wurden. Sie galten wohl beiden in gleichem Maße. Dem geliebten, großen Sohn einer großen Stadt und diesem künstlerischen Juwel, das den Ruhm Danzigs noch heller aufstrahlen lassen, noch mehr bewundernde Fremde herbeilocken würde.

Seit jener Stunde, da Sankt Marien das Bild unter des Domes steinerne Fittiche nahm, sind nun beide, Paul Beneke und das Jüngste Gericht, untrennbar miteinander verbunden. Und niemand kann des Bildes und seiner seltsamen ersten und späteren Schicksale gedenken, ohne sich zugleich Paul Benekes, des harten sevogels, des dadeschen Helden, zu erinnern.

Im Nacken saß uns die Todesangst

Paul Fechter erzählt ein Ferienlebens von der Frischen Nehrung

Manchmal freilich konnte unser geliebtes Haff auch ein bißchen anders aussehen, unter Umständen sogar höchst ungemütlich werden: ich habe das in diesen Jahren der späten Kindheit erfahren müssen.

1890 oder 1891 wohnte Großmutter zur Erholung in Kahlberg. Da sie allein war, sollten zwei Enkel, Fritz Fischer und ich, ihr etwas Gesellschaft leisten. Vielleicht nahm sie uns auch, weil Vater und Onkel Fischer ihren Aufenthalt an der See bezahlten, zu sich — ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß wir beiden Jungens bei der alten Frau hausten, was nicht immer ganz einfach war. Ich hatte damals einen ziemlich unruhigen, aufgeregten Schlaf. Großmutter bereitete mir mein Lager in ihrem Zimmer an der Erde; am nächsten Morgen mußte sie mich immer suchen gehen. Ich war im Schlaf ausgewandert, hatte mich durch die Tür ins Nebenzimmer gerollt, fand mich, das Zudeck eng an mich gepreßt, an der Wand unter dem Fenster oder sonstwo wieder.

Eines schönen Tages beschlossen Fritz Fischer und ich, nach dem Essen etwas Boot zu fahren. Wir warteten, bis Großmutter schlief, dann gingen wir zum Steg. Das war damals ein langer, hölzerner Brettersteg bis zum Lande, das Wasser des Haffs begleitete ihn in seiner vollen Länge bis zum Schwarzen Waldfisch, dem sommerlichen Gasthof des Herrn Reimer, bis zu dem auch die Binsfelder gingen. Unmittelbar am Steg waren die flachbodigen, schwarz geteernten Boote der Fischer festgemacht, mit denen sie das Gepäck ihrer Gäste von den ankommenden und anlegenden Dampfern abholten, und einen solchen Kahn machten wir los und stakten vernünftig in dem flachen Wasser zwischen dem Steg und dem Binsfeld einher.

Es war ein grauer, sehr windiger, sehr unruhiger Tag. Uns störte das nicht, wir fuhren hin und her, bis uns ein Fischerjunge anrief, wir sollten mit dem Boot ans Land kommen, er müßte zum Stegkopf fahren.

Wir kamen gehorsamst dem Gebot nach, er stieg ein und sagte, wir sollten nur ruhig sitzenbleiben, wir könnten mitfahren. Da wir Jungens waren, ließen wir uns das natürlich nicht zweimal sagen.

Der Fischerjunge setzte die Stange in den Grund und schob das Boot mit kräftigen Stößen dem Stegkopf zu ins Haff hinein. Je weiter wir aus dem Windschutz der Nehrung kamen, desto deutlicher spürten wir den Nordwind, der die Binsen beugte und verwehte — und der das flache Wasser des Haffs schon hier in höheren Wellen davontrieb, vom Lande fort.

Wir kamen bis zum Stegkopf, wo die Binsen aufhörten und das offene Wasser begann. Der Junge drehte das Boot mit der Spitze zum Steg und wollte es dorthin schieben; aber nun packten es die kurzen Wellen von der Seite und drängten es weiter ins Haff hinaus. Es bestand die Gefahr, daß wir den Stegkopf nicht mehr trafen und abtrieben. Um dieser Gefahr zu entgehen, stieß der Junge mittschiffs die Stange in den Grund, so daß der Wind das Boot gegen sie drängte, und wollte durch kräftigen Druck den Kahn zurückprellen. Einmal gelang es — er wiederholte das Manöver —, da brach die Stange über dem Bordrand mit lautem Krach ab, das untere Stück schwamm davon, wir behielten ein Stück von etwa ein Meter Länge in den Händen, hatten keine Ruder im

Boot, nur eine hölzerne Kelle zum Ausschöpfen des Wassers — und das Boot begann zu treiben. Es lag quer vor dem Wind; der und die Wellen packten es von der Seite — und Meter um Meter entfernte es sich vom Lande.

Noch waren wir dicht beim Stegkopf. Wir riefen den Leuten, die darauf standen und arbeiteten, zu: „Wir treiben — helft uns!“ Sie sahen kaum hin, übersehen die Situation wohl nicht — wir trieben weiter. Zum Unglück begann es jetzt fürchterlich zu gießen, so daß wir für das Land hinter einem dichten

Wohin gehen wir? Immer nach Hause. NOVALIS

Schleier verschwanden; dafür setzte der Sturm um so heftiger ein. Die Wellen wurden höher und höher, sie schlugen klatschend ins Boot und vollendeten das durchnässende Werk des Regens an unseren Anzügen. Das Boot füllte sich langsam mit Wasser, wir mußten schöpfen. Wir hatten nur die eine Kelle, benutzten sie abwechselnd, die anderen nahmen jeweils ihre Strohhüte zu Hilfe.

Im Nacken saß uns eine unangenehme Todesangst. Zwei Möglichkeiten blieben. Wir konnten, wenn wir sehr viel Glück hatten, gegen die Boje treiben, an der die Kahlberger Dampfer das Königsberger Fahrwasser verließen und zur Nehrung abbogen. An der Boje konnten wir uns halten, bis der Dampfer kam und uns vielleicht mitnahm. Die Aussicht war nicht sehr groß, es war eine kleine Hoffnung. Die andere war, daß wir zufällig einem Fischerboot begegneten, das uns mitnahm. Wir spähten in die Regenwände rings um uns, wir sahen nichts. Bis auf einmal aus dem Dunst dicht bei uns der Schatten eines großen Segels auftauchte und ein Aalkutter mit wiegender Fahrt vorüberschoß, vielleicht in einer Entfernung von zehn Metern. Wir schrien, wir winkten mit unseren nassen Jacken, riefen um Hilfe: wir hörten nur ein Lachen, ein paar unverständliche rauhe Worte — vorüber. Die Schaukel-fahrt und das Ausschöpfen des Bootes gingen weiter.

Schließlich wurde es wenigstens hell. Der Regen hörte auf, da und dort glitt ein Sonnenstreif über das wilde, graugelbe Wasser. Dieses Aufklaren hat uns gerettet. Ein Mann am Ufer sah das

Finden sich Menschen, die sich gegen den Geist der Gedankenlosigkeit auflehnen und als Persönlichkeiten lauter und tief genug sind, daß die Ideale ethischen Fortschritts als Kraft von ihnen ausgehen können, so hebt ein Wirken des Geistes an, das vermögend ist, eine neue Gesinnung in der Menschheit hervorzubringen.

ALBERT SCHWEITZER

Warum ist der Himmel blau?

Woher kommt eigentlich die blaue Farbe des Himmels? Ist sie vielleicht ein Teil des Sonnenlichtes?

Das Sonnenlicht ist aus den sogenannten Regenbogenfarben Rot, Gelb, Grün, Blau und Violett zusammengesetzt. Stößt ein Sonnenstrahl auf ein Luftteilchen unserer Atmosphäre, dann wird er abgelenkt. Dabei wird der rote Lichtanteil nur wenig, der gelbe etwas mehr, der blaue und violette am stärksten abgelenkt. Die aus der Bahn geworfenen blauen und violetten Strahlen werden von anderen Luftteilchen wieder in eine andere Richtung geworfen, bis sie auf umständlichen Zickzackwegen über den ganzen Himmel in unser Auge gelangen und dadurch den Himmel blau erscheinen lassen.

Die Sonne sehen wir gelb bis rot, weil diese Strahlen ohne Umwege zu uns kommen. Ohne unsere Luftpölle würden überhaupt keine Lichtstrahlen abgelenkt und zerstreut und der Himmel um die Sonnenscheibe herum würde uns tief-schwarz erscheinen.

Limonade als Bakterienfeind

An heißen Tagen erfrischt nichts mehr als ein Glas Limonade. Keine andere Fruchtsäure wirkt derart belebend wie die Zitronensäure, die obendrein den Vorteil hat, daß sie niemals den Magen verdirbt, niemals zuwider wird und auch niemals so matt und wässrig schmeckt wie andere Fruchtwässer. Es ist dabei belanglos, ob man frische Früchte verwendet oder die kristallisierte Zitronensäure.

Die Limonade hat aber auch noch eine andere gute Eigenschaft: bei einem Gehalt von nur 3 Gramm Säure auf 500 Gramm Wasser tötet sie Typhusbazillen binnen 24 Stunden, Cholera-Bazillen sogar schon binnen einer halben Stunde. Und noch etwas Wichtiges: setzt man bazillenhaltige Limonade der direkten Sonnenbestrahlung aus, dann geht die Sterblichkeit der Bazillen zwölfmal schneller vor sich. So lauten die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen auf diesem Gebiete.

Tomate als Heilpflanze

Seit 1820 erobert sich die Tomate als sehr beliebtes Nahrungsmittel nach und nach die Welt, nachdem sie bis dahin als giftig gegolten hatte. Doch erst jetzt

konnte wissenschaftlich festgestellt werden, daß die Tomate auch als Heilpflanze von Bedeutung ist. In den Blättern und in den Stengeln der Tomatenpflanze wurde ein Stoff, das Tomatin, gefunden, der das Welken hemmt und Pilzkrankheiten in ihrer Entwicklung hindert, die sowohl bei Mensch als auch Tier besonders auf der Haut Erkrankungen hervorrufen.

Dieses gegen Gussarium-Erreger wirksame Mittel ist ein Antibiotikum, ähnlich wie Penicillin. In Amerika wurde bereits eine Heilsalbe mit 5 Prozent Tomatin hergestellt, und es ist eine weitere Verwendung des Tomatin in der Heilmittelherstellung zu erwarten.

Wie lange dauert ein Traum?

Wohl jeder von uns hat schon die Erfahrung gemacht, daß er während einer ganz kurzen Zeitspanne Schlafes eine Fülle von verwirrenden Abenteuern durchlebte. Die Wissenschaftler unternahmen bereits die verschiedensten Experimente, um dem Geheimnis des Traumes auf die Spur zu kommen. Im Traum erleben wir ja die Dinge nicht wirklich, sondern sie jagen nur mit Gedankenschnelle durch den Kopf.

Ein Gelehrter beispielsweise, der anschaulich vorzutragen vermag, kann uns in einer Stunde durch ein ganzes Jahrtausend der Vergangenheit führen, aber die Gesamtheit der Zeitelemente, in der wir alle diese gedanklichen Eindrücke erhalten, ist ja doch nur eine Stunde. So ist es auch mit den Träumen.

Der schweizerische Psychologe Claparede ist der Längenabschätzung eines Traumes dadurch ziemlich nahegekommen, daß er in bestimmten kurzen Zeiträumen Tropfen aus einer Flasche auf seinen Kopf fallen ließ und dadurch schließlich aufwachte. Während eines Traumes erlebte er die folgenden abenteuerlichen Dinge: Er beging in Paris einen Mord, floh nach London, bestieg ein Schiff, erreichte New York, flüchtete vor der Polizei, gelangte nach Chicago, wurde auch dort verfolgt, flüchtete weiter nach San Francisco, heuerte sich auf einem Schiff nach Japan als Heizer an, wurde in Yokohama zum Tode verurteilt und — erwachte.

Der ganze Traum hatte — drei Sekunden gedauert!

boot und erkannte, daß es trieb. Er machte ein paar Fischer mobil. Sie wollten erst nicht recht; aber schließlich setzten sie Segel und kreuzten auf. Wir sahen das Boot sich nähern, bekamen, obwohl inzwischen langsam weich werdend, wieder Hoffnung. Es hielt auf uns zu, plötzlich aber bog es nach Osten ab. Wieder sanken unsere Herzen; aber es mußte des Sturmes wegen den Kurs so nehmen, daß es nur mit halbem Wind auf uns zukam. So wurde es denn auch. Rauschend schoß der Kahn heran, drehte bei — und dann hoben uns kräftige Fäuste über Bord in das größere Boot, nicht ohne einige berechtigt deutliche Erziehungshinweise auf das beliebte Verziehen der dazwischen bestimmten Körperteile. Wir schwiegen, nur der Fischerjunge heulte auf, als der Führer des Kutters die Absicht äußerte, unseren Kahn treiben zu lassen: die Aussicht auf die väterliche Reaktion auf eine solche Maßnahme war für ihn offenbar nicht schön. Er legte sich aufs Bitten, und schließlich hatte er Erfolg — wofür nicht das Ganze ein Fall der beliebten östlichen Scherze war mit dem Motto: „Erst quäl'ch ihm noch e bißchen!“

Bei strahlendem Sonnenschein kamen wir an Land. Halb Kahlberg stand am Ufer, um uns zu empfangen, freilich nicht mit Jubel, sondern ebenfalls mit Pädagogik. Wir waren froh, als der eine der Fischer mit uns loszog, um uns Großmutter zurückzubringen. Er tat das nicht, wie meine zehnjährige Seele ahnungslos wählte, aus väterlicher Menschenfreundlichkeit, er wollte seine Belohnung und forderte sie ganz roh von der alten Dame. Er hatte ihr die beiden Bengels aus dem Wasser geholt, dafür verlangte er einen Taler. Drei Mark — pro Kopf eine Mark und fünfzig! Großmutter war wütend — mit Recht! Ein Taler war damals sehr viel Geld, und ihn für nichts und wieder nichts hinauswerfen, war Sünde. Sie zahlte, aber sie verkündete uns zugleich, sie würde an die Eltern schreiben, daß sie uns schleunigst zurückholen sollten; wir würden ihr zu teuer.

Sie schrieb noch am selben Abend. Die Briefe gingen am nächsten Tag ab — und am übernächsten erschienen unsere Erzeuger. Wenigstens ein Teil von ihnen. Sie kamen aber nicht auf Großmutter's Briefe, sondern auf Grund der Elbinger Zeitung. Ein findiger Mann hatte die Geschichte schleunigst an die Redaktion des Blattes hinübergegeben, und am Abend hatten unsere verehrlichen Eltern die Heldentat ihrer Sprößlinge mit vollen Namen im Blättern gefunden. Am nächsten Tage waren sie da, als wir schon gar nicht mehr an die Geschichte dachten. Es gab schwere Ermahnungen, aber die Lebensgefahr, in der wir laut Elbinger Zeitung geschwebt hatten, erwies auch hier ihre mildernden Seiten: die Mütter konnten sich nicht enthalten, ihrem Glück, daß am Ende doch nicht mehr passiert war, als daß Großmutter einen Taler hatte auslegen müssen, dadurch Ausdruck zu geben, daß sie die Wiedergesetzten, wenn auch scheltend, in ihre Arme nahmen.

Als werdende Männer sträubten wir uns dagegen; als durch viele Erfahrungen geschulte Buben waren wir es ganz zufrieden — nun konnte nicht mehr viel kommen.

Aus den Jugenderinnerungen von Paul Fechter „Zwischen Haff und Weichsel“, Sigbert-Mohn-Verlag, Gütersloh.

Luftschiffahrt in Königsberg vor 150 Jahren

Von Herbert Meinhard Mühlpsfordt

Der Geburtstag der Luftschiffahrt war der 21. November 1783, denn an diesem Tage war die erste bemannte Montgolfière, der mit Luft, die dann erwärmt wurde, gefüllte Ballon der Brüder Montgolfier, in Paris aufgestiegen. Die ersten kühnen Luftschiffer, J. P. Pilâtre de Rozier, Apotheker, und F. L. Marquis d'Arlandes, Infanteriemajor, landeten nach dreiviertelstündiger Fahrt glatt unweit der Stadt. Sie wurden mit Recht von einer gewaltigen Volksmenge begrüßt, denn sie verkehrten mit ihrem freien Fluge endlich einen jahrtausendalten Wunschtraum der Menschheit.

Doch wenn große Ideen in der Luft liegen, arbeiten stets mehrere Erfinder an ihnen. So hatte bereits am 27. August 1873 der unbemannte Ballon des Pariser Physikprofessors Jacques Alexandre César Charles eine Fahrzeit von 42 Minuten erreicht, und am 1. Dezember 1783 stieg er selbst mit dem Mechaniker Robert im Tuileriengarten in seiner „Charlière“ auf. Nach einer Zwischenlandung, bei der Robert ausstieg, erreichte Charles bereits eine Höhe von 2900 Metern.

Sein Luftballon unterschied sich in einem sehr wesentlichen Punkte von der Montgolfière: er war mit dem 1766 von Cavendish gefundenen Wasserstoff aus Eisenspänen und Schwefelsäure gefüllt und seine Hülle war mit Kautschuklösung gedichtet. Dadurch gewann er schnell die Überlegenheit über die Warmluftballone, die bald wegen ihrer Feuergefährlichkeit in mehreren Staaten verboten wurden.

Allenthalben in Europa aber traten Luftschiffer auf, teils Schausteller, die aus dem neuen Beruf einen Broterwerb machten, teils ernste Pioniere der Technik und Wissenschaftler, die das neueroberte Element Luft durchforschten.

Der erste Aufstieg in Deutschland erfolgte 1785 in Frankfurt, es folgten 1787 Leipzig und Nürnberg und 1801 Berlin.

Es dürfte selbst alten Königsbergern unbekannt sein, daß vor 150 Jahren — am 5. August 1810 — auch in Preußens damals zweitgrößter Stadt ein Ballon aufstieg, geführt von einem belgischen Professor Robertson, einem Luftschiffer, der schon zahlreiche Ballonfahrten hinter sich hatte und bereits im Jahre 1803 eine Höhe von 7000 Metern erreicht haben wollte) und glücklich überstanden hatte.

Wir lesen über den Ballonaufstieg in den „Kgl. Preuß. Staats- Krieger- u. Friedens Zeitungen“ in Nro. 95, Kgb. Donnerstag, den 9ten August 1810 folgendes (etwas gekürzt):

„Kgb. 8. August. Nachstehendes ist die von Herrn Professor Robertson uns mitgetheilte nähere Beschreibung seiner Luftfahrt und den auf derselben angestellten Beobachtungen, wofür wir demselben öffentlich danken:

Mein Luftball war um 1 Uhr bereits gefüllt; mithin 2 Stunden früher, als ich es erwartet hatte. Diese schnelle Entwickelung der verdünnten Luft war eine Wirkung des sehr guten Vitriolöls. Vor meinem Aufsteigen wog ich die Steigkraft meines Ballons. Das Gewicht der Objekte, die ich mitnahm, war:

der Ballon an sich wog	70
das Netz	20
Gondel und Drapperie	15
meine Person	120
ein Barometer, Thermometer, Endiometer	6
Anker, Axt, Stricke, Scheere usw.	6 1/2
ein Fallschirm mit einem Hahn	4
2 Bouteillen Wasser von Herrn Professor Hagen ²⁾	9
Brod und andere Nahrungsmittel	5
2 Säcke mit angefeuchtetem Sand	65

Sa: 324 1/2 Pfund

Der Wind hatte eine Schnelligkeit von ungefähr 5 Fuß in der Secunde. Ich erhob mich mit einer Geschwindigkeit von 7 Fuß in 1 Sec., so, daß sich der hohe Schloßthurm³⁾ tief unter meinen Füßen befand, als ich über das Schloß schwebte. In einer Höhe von ungefähr 1200 Fuß bot sich mir das schönste Schauspiel dar: Die Stadt Königsberg mit ihren Kirchen, Häusern, Gärten, freien Plätzen, Schiffen und in der Ferne die See bildeten das schönste Panorama.

Das Haf, welches mir zur linken saß, wählte ich schon unter mir zu haben; indeß beruhigte mich meine Magnetonadel und ich setzte ruhig meine Reise fort. In dieser Zeit war der Ballon fortwährend gestiegen und das Quecksilber des Barometers fiel so schnell, daß ich mich genöthigt sah, um dies schnelle Steigen zu hindern, das Ventil zu öffnen, um einen Theil des Wasserstoffgases aus dem Ballon zu lassen. Diese Operation war umso nöthiger, da der Ballon von der oberen Luft dergestalt ange-

spannt war, daß ich sein Zerplatzen befürchtete. Jetzt ließ ich auch den Fallschirm mit dem Hahn herab; er entfalte sich sehr gut und kam ganz langsam, ungefähr eine Meile von der Stadt, auf die Erde. Nach dieser Erleichterung stieg der Ballon noch schneller und in dieser Zeit zeigte das Thermometer auf 2 Grad Wärme. Das Barometer war bis auf 24 Zoll gesunken. Ich litt viel von der Kälte und einem heftigen Brausen vor den Ohren, welches letztere eine natürliche Wirkung der verdünnten Luft ist. Nachdem das Barometer auf 23 Zoll 3 Striche gefallen war, leerte ich die zwei mit Wasser gefüllten Flaschen des Herrn Professor Hagen aus und füllte sie mit atmosphärischer Luft. Da ich mich nicht höher erheben wollte, weil die See, welche rechts und links den Horizont bildete, sich schon unter meinen Füßen zu befinden schien, bewahrte ich das Wasser dieser beiden Flaschen, um den Ballon nicht zu leicht zu machen, in einem anderen Gefäß auf. In dieser höheren Region, in welcher eine ewige Stille herrscht, die nie durch ein Geräusch unterbrochen ward — bis zu welcher seit Erschaffung der Dinge noch kein Sterblicher gedungen war — hier war es, wo ich die Wirkung des Schalles kennen lernen wollte. Ich schlug deshalb in die Hände, aber die Wirkung, welche diese Bewegung erzeugte, war äußerst schwach; ich rief einige Male so stark ich konnte, aber die verdünnte Luft dämpfte meine Stimme so, daß ich glaube, man hätte mich nicht 25 Schritt weit gehört.

Mehrere Versuche anzustellen, verhinderte mich meine gefährliche Lage nahe an der See, welche wissenschaftliche Untersuchungen mit

Muße anzustellen eben nicht geeignet war. Da ich über einen großen Wald hinschwebte, warf ich meine kleine Tonne und Serviette hinab, welche mit der äußersten Schnelle hinabfielen, so, daß ich sie bald aus den Augen verlor.

In dieser Höhe ist es nicht möglich, irgend-ein lebendes Wesen zu unterscheiden. Die Flüsse erschienen als schmale Bandstreifen und die Berge schienen der Erde gleich zu seyn⁴⁾.

Seit einer halben Stunde fing nun der Ballon zu sinken an. Allmählich hörte ich das Bellen der Hunde, ich rief mehrere Male: „Kommt her!“, aber nur das Echo wiederholte die Worte. Diese Täuschung ist so groß, daß der Luftschiffer, welcher zum ersten Male die Erde wieder betritt, erstaunt ist, niemanden anzutreffen, da es ihm doch geschienen, als habe man ihm geantwortet. Als ich ungefähr auf 60 Schritt der Erde nahe war, warf ich meinen Anker aus. Er faßte auf einem Kornfelde, wo ich 7 Minuten verweilen mußte. Zwei Bauern sahen mich zwar, wagten es aber nicht, zu mir zu kommen, obgleich ich sie in deutscher Sprache anredete. Ein Bauernjunge war dreister und ergriff ein Seil, das ich ihm zuwarf. Nunmehr bekamen auch die beiden Bauern Muth und näherten sich, jedoch mit äußerst furchtsamen Schritten und mit der Äußerung: nie einen so großen Vogel gesehen zu haben. Mit Hilfe dieser Leute stieg ich nördlich von Quanditten⁵⁾, etwa drei Meilen von Königsberg, auf die Erde, nachdem ich noch nicht 1 Stunde in den Lüften geschwebt hatte. Um 7 Uhr 13 Minuten umarmte mich der Erste von denen mir zu Pferde nachgeeilten. Kurz darauf erschienen noch einige 20 junge Reiter, welche mir viel Gefälligkeiten erzeigten. Für den mir geleisteten Beistand sowie für die ehrenvolle Art, mit welcher sie mich nach meiner Wohnung begleitet haben, stattete ich hiermit meinen wärmsten und aufrichtigsten Dank ab.“

„Herr Professor Robertson stieg am 5. August Nachm. 5 Uhr 45 Min. vom hiesigen Schloßplatz auf. Der Ballon trieb anfänglich nach West-Nord-West, in den oberen Luftschichten mehr nach Norden, beim Herabfallen aber wieder mehr westwärts. Er stieg anfangs sehr schnell und war um 5 Uhr 52 Minuten schon 3354 Fuß über dem Schloßplatz hoch und 9133 Fuß vom Schloßplatz entfernt. Um 5 Uhr 57 Min. erreichte der Ballon über dem Wilky-Walde⁶⁾ seine größte Höhe: 4283 Fuß⁷⁾. Er fing nun an zu sinken und war um 6 Uhr 2 Min. nur noch 3586 Fuß hoch. Gleich darauf stieg er wieder und stand um 6 Uhr 8 Min. gerade über Gallhöfen⁸⁾. Von jetzt ab senkte er sich ununterbrochen, zuerst sehr langsam, dann ging das Sinken schneller. Gleich darauf wurde er durch den Wald bei Brasnicken⁹⁾ den Augen der Beobachter entzogen. Er hatte im Durchschnitt in 15 Min. eine Meile zurückgelegt. Die Geschwindigkeit der Bewegung des Ballons war sehr ungleich. Bey der Größe des Ballons von 20 1/2 Fuß Durchmesser, bei der zum Füllen angewandten aus Eisen und Schwefelsäure entwickelten Luft¹⁰⁾, die etwa 1/3 der atmosphärischen wiegen mochte, und bei der Schwere und Belastung des Ballons, die angeblich 275 Pfund¹¹⁾ betrug, konnte er selbst ohne allen

(Fortsetzung umseitig)

Soeben erschienen!

Nur wer die Herzen bewegt, bewegt die Welt

Kleine Lebensweisheiten für alle Tage des Jahres

Gesammelt von Erhard J. Knobloch / 112 Seiten, mit 12 Kunstschriftblättern / Format 10,5x17,5 cm
Karton. DM 3,60 / in Halbleder-Geschenkband DM 5,80
Diese Sammlung von 365 Sinnsprüchen, Bekenntnissen und Briefstellen von über 70 bedeutenden ostdeutschen Persönlichkeiten will uns als Tröster, Rufer und Mahner durch das ganze Jahr begleiten.

Wie oft fehlt es uns an der Zeit, ein gutes Buch zu lesen! Und wie selten widerfährt dem Lesenden das Glück, einen Gedanken zu finden, den er im Gedächtnis behalten und immer wieder zu Trost und Stärkung nachdenken möchte. Hier bietet uns ein Kenner eine ganze Fundgrube solcher Gedanken voll Lebensweisheit, und jeder kann nach seinem Sinn die Goldkörner des Geistes, des Herzens und der Seele auswählen.

Ein echter Trost- und Kraftspender — ein Geschenk, das wirklich Freude macht!

Zu beziehen durch

HEIMATBUCHDIENST, Braunschweig, Donnerburgweg 50



84

Liebe ostpreißeische Landsleute!

Es is alles ganz anders gekommen, wie es geplant war, und dadran is nich bloß der kiehle Monat Juli schuld, wo sich nich lohnd, was meine einzuladen, sondern auch de Emma, was meine Frau ist, indem daß se von so e jungem weiblichem Loschierbesuch nachteilige Folgen fier meinem tugendhaften Lebenswandel befürchten tat. Das hat se mir ieberzeugend beigebracht, wenn auch nich ganz so heeflich, wie ich es hier an Ihnen weitergeb. „Wenn du deinem Freund Raudschus behilflich sein willst“, sagd se mit Lautstärke zeh. „denn schreib an der bewußten Olga einem Brief, das geniegt auch.“

Was sollt ich mir streiten, wissen Se, ich schrieb und schildert ihr dem Friedrich Raudschus seine Sehnsucht und seine Verzweiflung so ergreifend, daß mir selbst vor Riehrung de Tränen iebre Backen kullerden. Auch daß er all ziemlich lebensmiede is und kirzlich all einem Strick suchd, brachd ich ihr bei, und daß es einem jammern konnd, indem daß er noch so e kluger und tichtiger Mensch is. Und se sollt ihm doch gleich bei sich einladen, ehr daß es emmend zu spät war.

Hädd ich bloß geahnt, was sich fier dem guten Friedrich dadraus entwickeln sollt!

Aber einer is ja kein Hellscher nich, und ich wölld ihm doch durch aus zu sein Lutschpungelche verhalten, soweit wie mir das mit meine schwache Kräfte meeglich war. Kurz und rund: Mein Brief hat de Olga erschittert, so daß se aufe Stell dem Federhalter am Friedrich ergreifen und ihm einladen tat. Und er, von seine freidigen Gefiehle ieberwältigt und bald rein auß Klumpen gekippt, zog sich de sonntagsche Bixen an und machd sich aufem Weg zu sein junges, zweibeiniges Glück. Wär er bloß zu Haus geblieben! Es war nämlich direkt mang e Höllen-

fahrt, indem daß sich aber auch alles gegen ihm verschworen hädd und ein Unglick ja selten allein kommt.

Am einfachsten, lesen Se selbst, wie ihm gegangen is und wie er es mir in seinem Brief genau geschildert hat. „Mein lieber Ausche“, schreibd er, und hat, mir scheint, trotz alle seelische Erschütterungen immer noch nich kampiert, daß ich Ernst heiß, „es war furchterlich!“ Das Unglick hat mir von Anfang an behoppst und mir ieberall e Knippel mang e Beine geschmissen. Einer soll es nich fier meeglich halten, wie niederträchtig das Schicksal sein kann, wenn einer freehlich und nichtsahnend mittes linke Bein längs der Landstraße strampelt. Na ja, ich wölld doch die zwanzig Kilometer nich zu Fuß rennen, und deshalb pumpd ich mir von meinem Nachbar Gieseler das Rad. Der hat aber das rechte Bein steif und deshalb den rechten Pedal abgeschoben, und ich missd mir nu beis Strampeln mit das linke Bein begnügen. Das macht mir sehr schnell miede, und ich missd mir öfters verpausieren, aber das war noch auszuhalten. Bloß mit eines fuhr ich ieber einem Sohlennagel und es ging hinten pff und de Luft war raus, und ich hädd kein Flickzeit nich. Daderwegen missd ich schieben, was mir mächtig bösen tat, weil geradz so scheen bergab ging. Wie ich so vleicht sechs Kilometer geschoben hädd, immer im Schwitzens, und all ziemlich dicht annes Dorf war, kam e entsetzliche Katastrophe auf mir zuqerast, nämlich der Gemeindegull, wo sich losgerissen hädd. Ich konnd noch gerad am nächsten Baum ran, das Rad anlehnen, aufem Sattel klettern, einem Ast zergrabbeln, mir hochwuchten und mang die Krone in Sicherheit bringen. Der Bull war natierlich wietend, daß er mir nich reichen konnd, und deshalb zertrampeld er mir aus Boß das Rad, und ich missd hilflos von oben zukicken. Außerdem hädd ich mir bei die eilige Kletterei zwei Löcher in die neie Bixen gerissen und stand nu mitte Beine zum Teil im Freien. Vom Baum konnd ich ja zwar bald runter, indem

daß e paar Kerdels gelaufen kamen und dem Bull mit Stangen wegschichern taten, aber ich war körperlich und seelisch völlig gebrochen und hädd Miede, die beiden Löcher inne Bixen mit eine Hand zuzuhalten. Die andre brauchd ich fier das Rad, wo ich mir iebre Schulter gehongen hädd. Ich konnd es ja nich unterm Baum liegen lassen. In diese traurige Verfassung schlich ich mir innes Dorf rein und wölld mir nach die Wohnung vonne Olga erkundigen. Aber ehr daß ich dazu kam, fragd mir all so e lachduddiger Schnoddernas: „Haben Sie mit Ihrem Diesenjäger die Schallmauer durchbrochen? Oder tragen Sie Ihrem Schrottplatz spazieren?“

Ausche, Ausche, Du ahnst nich, was ich gelitten hab! Und in dem Zustand sollt ich nu de Olga siegesgewiß untre Augen treten. Tret Du man, wenn Dir mitte Hand de zerrissene Bixen zuhalten muß, und im Juli is doch abends noch so lang hell. Es hälf aber nuscht, ich mißd alles schlucken, das Rad, de Bixen und dem Spott und konnd noch froh sein, daß der Lorbas mir wenigstens bis am Ziel hinbrachd. Aber da gab drei Osgas, und ich missd mir de richtige aus-suchen. De ältere Olga war de Mutter, die jingere de Tochter, und de Kuh im Stall hieß auch Olga, sozusagen aus Familientraditzjoh. Leider war de richtige, mein zwanzigjähriges Lutschpungelche, nich zu Haus, sondern mit ihrem Freund weggefahren. Da de Kuh sowieso nich in Frage kam, blieb bloß de Mutterche iebrieg. Das war e ganz passable Frau so um fuffzig, vorne und hinten gut gepolstert und mit ziemlich große Fieße. Da passd ich gleich drauf auf, wegen dem Sparstrumpf. Die hädd auch die Annongse inne Zeitung aufgeben, und das Lutschpungelche hädd se bloß als Lockvogel vorgeschickt. Na nu war mir all egal, von was mir schlecht wurd, und außerdem missden ja auch meine Bixen geflickt werden, wenigstens notdürftig. Deshalb biß ich in dem sauren Apfel Olga die Ältere, zog mir im Salon de Bixen aus und reichd se ihr durche Tier inne Stub rein. Und wie ich mir in Unterbixen um-dreh, geht de Tier aufe andre Seit auf, und — ich denk foorts, mir riehd der Schlag — Olga de Jingere steht da, wie auß Erd gewachsen, und lacht und prüstet sich rein enzwei. Und neben ihr steht der Freund und will wissen, ob ich Kiehlung brauch, weil ich mir doch all im Neeglichgeh geschmissen hab. Ich war bliamert bis untre Haut, das zertrampelte Fahrrad noch

gar nicht gereicht, wo ich doch natierlich dem Giesleer e neies kaufen muß, denn wo e Bull hintrampelt, da rollt kein Rad nich mehr.

Was meinst, Ausche, wie froh ich war, wie ich wieder in meine Bixen reinkriechen konnd. Aber denn haben mir beide Olgas von alle Seiten bemuttert und beufettert, daß ich klammheimlich dem obersten Bixenknopp aufmachen mißd, sonst wär nuscht mehr reingegangen. Denn war ich mied zum Umfallen, und de ältere Olga brachd mir aufe Lucht, wo e altes Feldbett fier mich stand. De Matraz war ziemlich dinn. Wahrscheinlich hädd bei die letzte Kurgäste — se hadden jedes Jahr e paar Gäste auß Stadt — der saure Kumbst auß Tonn nich gelangt und se hadden ihm mit Seegras auß Matraz e biße verlängert. Und denn hadden se vergessen nachzustopfen. Wie ich mir gerad mit sone praktischen Ieberlegungen beschäftigten tu, fiehl ich mir mit eins unverhofft von hinten umärmelt, indem daß die Olga mir auf die Art mir scheint ihre Zuneigung bekunden wölld. Dagegen hädd ich ja auch nuscht, aber es kam so plötzlich, daß ich dem Holt verlor, weil ich gar nich dadrauf gefaßt gewesen war. So fielen wir beide fest umärmelt auß Feldbett. Das hädd auch nich mit die Ieberfassung gerecht und knickt vor Schreck zusammen, wobei wir unter die beide Endsticke zu liegen kamen. Aber diesmal hädd ich Glück, indem daß ich oben lag und de Olga unten. So war es wenigstens nich so hart. Aber de Olga wurd bees, weil se dachd, ich hab de ginstige Gelegenheit benutzt und ihr innes Huckpolster geknickt. Dabei hädd se sich bloß am Bett-scharnier geklemmt. Jedenfalls kämpfd se sich frei, immer im Schimpfens, schmiß de Tier zu und verschwand. Daß se mir von draußen zugesteckelt hädd, merkd ich erst mitten inne Nacht, wie ich mal raus wölld. So grabbeld ich unterm Bett rum und huckd mit eins mittem Daumen inne Mausefall. Er is heite noch ganz geschwollen. Was ich suchd, fand ich nich, sondern bloß einem alten Koffer. Dem andern Morgen trennden wir sich ziemlich kiehl, und fier e Weilche bin ich nu von alle Olgas kuriert*.

Ja, liebe Landsleute, so ging dem armen Friedrich Raudschus. Herzliche Heimatgrieße.

Ihr alter
Ernst Trostmann,
Landbriefträger z. A.

Luftschiffahrt in Königsberg vor 150 Jahren

(Fortsetzung von Seite 7)

Luftverlust*) keine größere Höhe erreichen. Die Beobachtungen wurden aus zwei um 5160 Fuß von einander entfernten Standpunkten angestellt."

„Vergleichung zweier Höhenbestimmungen bey der 36. Luftfahrt des Herrn Professors Robertson. Die folgende Vergleichung einer mikro-metrisch-trigonometrischen am Tage der Luftfahrt auf dem Löbenichtischen Turme angestellten Höhenmessung mit des Herrn Prof. Robertson angegebenen niedrigsten Barometerständen in seiner Gondel. Hiernach findet man durch Hilfe der besseren barometrischen Formeln die größte Höhe des Herrn Robertson, über dem Spiegel des Pregels 1468 frz. Mètres oder 4701 rheinl. Fuß¹⁴⁾. Der Saum seines Gesichtskreises streifte von der äußersten Spitze der Kurischen Nehrung nahe vor Memel vorbei, über Garden und Woyunta in Rußland¹⁵⁾, über Tilsit, Gumbinnen, Darkehmen, Angerburg, Rhein, Ribben, Gr. Purden, Langgut, Saalfeld, ein paar Meilen jenseits Elbing, über die Danziger Niederung bis fast nach Hela hin. Von der Brüsterorther Spitze ab, auf welche seine Richtung ging, übersah er noch eine Fläche der Ostsee, mehr als 13 Meilen breit. Ueberhaupt mußte ihm fast die Hälfte der übersehenen Fläche als Wasser erscheinen; denn in seinem Gesichtsfelde unter ihm lagen außer dem sichtbaren Theile der Ostsee fast das ganze Frische und Kurische Haff mit mehreren großen Landseen, z. B. dem Mauer- und Drausensee, aufgedeckt. Das feste Land mußte ihm dabey in Gestalt einer sichelförmigen Mond-Fläche erscheinen. Diese größte Höhe, welche Herrn Robertson eine so majestätische Aussicht gewährte, hatte er in einer horizontalen Entfernung von ungefähr 1/4 Meilen vom Königsberger Schlosse erreicht. Mögen die Liebhaber der höheren Geometrie unter den hier Studirenden ihre analytischen Kenntnisse versuchen, aus den hier gegebenen 3 Coordinaten die Curve die bestimmen, welche des Herrn Professor Robertson Luftball am 5. dieses über unserem Horizont beschrieben hat.

Königsberg, den 8. August 1810.

Der Professor Wrede."

„Als Herr Professor Robertson himmelan stieg:

Wie! Du suchtest Sie¹⁶⁾ dort? die uns ent-rissene Theure!

Willst Du der Himmlischen nach? Wer von uns sollt' es nicht wollen!

Sicher und kühn steigst Du auf. Du willst im Westen sie suchen?

Ja, wohl entschwand er dort, der schöne irdische Schatten.

Schwebet ihr liebender Geist von dorthier zum trauernden Volke?"

(usw. noch 18 Hexameter)

„Preußen! Euch liebte, es wird auch ewig euch lieben Louise,

Eure Königin dort, hier ein für Euch wachender Engel.

„An Herrn Professor Robertson.

Kühn durchleitest Du Lüfte, die nimmer den Menschen umfaßten,

Und wir zollen Dir Dank, welchen Bewundrung erzeugt."

(usw. noch 2 Distichen)

„Winket der Engel des Todes dir einst mit liebender Sehnsucht,

O, dann fliegst Du voll Muth in der Unsterblichkeit Schoos."

Wir lesen weiter in „Nro 100, Kgb. Montag den 20sten August 1810" einen „Aufsatz des Professors Robertson, Mitglied der galvanischen Gesellschaft zu Paris und der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Hamburg, 2 1/2 Spalten lang, über die Montgolfieren und Luft-

bälle. Daß die ersteren wegen ihrer Feuer-gefährlichkeit in Frankreich, Spanien, Rußland, Preußen verboten wurden, findet R's Beifall.

Man kann nach dem Bericht Robertsons weder sagen, daß sein Handeln besonders tollkühn war, weil er bereits nach wenigen Minuten das Gasventil öffnete, wodurch er die Fahrt sehr abkürzte, noch daß er eifrig tiefgründige wissenschaftliche Versuche gemacht hätte. Thermometer-Barometer, Magnetonadelablesungen, die Beobachtung eines Fallschirms mit einem Hahn darin, Füllung einer Flasche mit Luft in höchstens 4283 Fuß Höhe, und die sinnliche Beobachtung des Schalles — das war alles! Uns scheinen das, gemessen an dem damaligen Stand der Wissenschaft, nur wenige und recht primitive Experimente zu sein.

Bei einem Mann, der angeblich 35 Mal vorher aufgestiegen war und bereits 7 Jahre früher die Höhe von 7000 Metern erreicht haben wollte, nimmt es ferner sehr Wunder, daß er selbst hier schreibt: „In dieser höheren Region, bis zu welcher seit Erschaffung der Dinge noch kein Sterblicher gedungen war . . ." und „ich litt viel von der Kälte und einem heftigen Brennen vor den Ohren". Da kommt auch dem Gutgläubigsten der Verdacht, daß Robertson, der hier noch nicht einmal die Schneekoppenhöhe erreichte, wahrscheinlich niemals 7000 Meter Höhe erreicht hatte.

Auch der Königsberger Mathematikprofessor Wrede gehörte offenbar zu den Zweiflern, konnte er doch mit gewissenhafteren Berechnungen die von Robertson erreichte Höhe um mehr als 400 Fuß herabsetzen!

Es muß mit Robertson als Wissenschaftler wohl nicht ganz seine Richtigkeit gehabt haben trotz Professortitels und Mitgliedschaft in gelehrten Gesellschaften, denn ich finde über ihn folgende harte Tatsachen¹⁸⁾:

Der belgische „Physiker" Robertson war am 18. Juli 1803 aus mit dem Luftschiffer Lhoost in einem mit reinem Wasserstoff gefüllten, nur 500 cbm fassenden Ballon, der schon 1794 die Schlacht bei Fleurus unter dem Namen „Intrépide" mitgemacht haben sollte, bis angeblich 7400 m aufgestiegen. Seine dabei gemachten elektrischen, erdmagnetischen, chemisch-physikalischen und physiologischen Beobachtungen ergaben Resultate, die sehr bald angezweifelt wurden.

Robertson wollte u. a. erwiesen haben, daß die Stromstärke einer Voltaschen Säule in der Höhe um 1/8 abnehme, daß der Erdmagnetismus nach oben stufenweise geringer wurde, daß der Sauerstoffgehalt der Luft mit der Höhe abnehme.

Auf Veranlassung des berühmten Laplace verlangte die Académie française in Paris die Nachprüfung der Robertsonschen Behauptungen. Deshalb stiegen die französischen Physiker Gay-Lussac und Biot am 24. August 1804 bis 3000 Meter Höhe auf und stellten fest: Die Voltasäule ergab unveränderte Stromstärke, die Schwingungszahl der Magnetonadel ergab keine Abweichung gegen unten. Bei einem weiteren Aufstieg Gay-Lussacs bis 7016 Meter fand er den Sauerstoffgehalt der Luft dem an der Erdoberfläche gleich.

Wir werden uns also damit abfinden müssen, daß Robertson kein ernst zu nehmender Gelehrter war und daß der erste Königsberger Ballonaufstieg vor 150 Jahren unbeschadet seines großen Eindrucks auf die Königsberger nicht gerade zu den ruhmreichen der Luftfahrtgeschichte zu zählen ist.

- 1) Adolf Mehl: „Der Freiballon in Theorie und Praxis", Stuttgart, o. J. (1911—12).
- 2) spätere „Hartungsche Zeitung"; schon damals im Verlage und Druck der Hartungschen Horbuch-druckerei.
- 3) Luft = „brennende Luft", im Gegensatz zur atmosphärischen Luft = Wasserstoff.
- 4) = Schwefelsäure.
- 5) Dr. med. et phil. Carl Gottfried Hagen, Prof. d. Naturwissenschaften a. d. Albertina, Apotheker (Hagensche Apotheke in der Junkerstraße), Begründer d. wissenschaftl. Pharmazie, Einrichter d. Botan. Gartens, Freund Kants. * 24. 12. 1749, † 2. 3. 1829.
- 6) Noch der Schloßsturm mit dem Treppenaufsatz vom Ende des 15. Jh.; der uns allen bekannte Stüler-sche Turmhelm wurde erst 1866 erbaut.
- 7) Das Forkener Fließ, das Laukener Fließ und das Pobether Mühlfließ kann man wohl kaum Flüsse nennen; und bei der Höhe des höchsten „Berges" des Galtgarbens (110 m) ist R's Feststellung wirklich nicht erstaunlich.
- 8) östl. des heutigen Bahnhofes Drugehnen.
- 9) bei Juditten. Damals war der Wald noch viel größer.
- 10) = 1203 m. Brocken = 3300, Schneekoppe = 5708 Fuß hoch.
- 11) an der Samlandbahn.
- 12) Bei Rosignalten, südl. Elchdorf (Pojerstieten), am Südzügel der Forst Grünhof.
- 13) nach Robertson 324 1/2 Pfd., s. o.
- 14) Zwischen der Höhe, die der Zeitungsbericht angibt und der des Königsberger Universitätsprofessors Wrede ist immerhin eine Differenz von 418 Fuß!
- 15) heute Gordoma und Woyntny in Litauen, w. n. w. von Tauroggen.
- 16) Die Königin Luise war kürzlich, am 19. Juli 1810, gestorben.
- 17) Gleich zwei brüchig gedichtete Oden begeisterter anonymer Verschiedene bewiesen, daß die allgemeine Begeisterung über den damals sehr kühnen Aufstieg im Freiballon, nicht kleiner gewesen sein muß, als 100 Jahre später die Zeppelin- und Ellegerbegeisterung.
- 18) Assmann, Berson, Groß: „Wissenschaftliche Luftfahrten", Braunschweig 1899, Bd. I, S. 5.

Is ja wahr!

„Das Pferd is gut, das kannst du ruhig kaufen, Es zieht wie doll, und laufen kann es, laufen —! Achthundert Mark! Wenn einer so bedenkt, Wie schnell das läuft, denn is das wie geschenkt. Das sockt bestimmt bald schneller wie e Hundche Bis Groß-Stobingen braucht es bloß e Stundche. Fährst morgens gegen Uhre sechs hier los, Denn bist um sieben da. Nu sag mir bloß, Das is dir immer noch nich schnell genug, Viel schneller fährt ja nich emal der Zug!" — „Nei, weißt, das Pferdche kann mir wenig nutzen, Drum bin ich auch nich wild, ihm zu besitzen. Was brauch ich ihm? Und denn vor allen Dingen, Was soll ich all so irieh in Groß-Stobingen?"

Alfred Lau

Dein Heimatbild

von Künstlerhand ist der schönste Schmuck Deines Heims. Es sollte in keiner heimatbewußten Familie als Wandschmuck fehlen, es hält Dir und Deinen Kindern die unverwechselbare Schönheit und den Zauber der Heimat stets gegenwärtig.

Ein Bild der Heimat ist auch ein ebenso schönes wie sinnvolles Geschenk für einen guten Freund. Mit kaum einem anderen wird man so viel Freude bereiten.

So eindrucksvoll wie die auf dieser Seite wiedergegebenen fertig gerahmten Heimatbilder Königsberg-Schloßhof, Samland und Marienburg wirkt jedes der in nachstehender Liste enthaltenen Bilder aus Ost- und Westpreußen. Die reiche Auswahl macht es jedem Landsmann möglich, sein Heimatbild zu bestellen. Jedes Bild wird in modernem Wechselrahmen (einschl. Glas) mit Hand-signum des Zeichners und Künstlers

Zur Zeit sind folgende Motive lieferbar:

Ostpreußen

Allenstein, Rathaus	101
Bartenstein, Heilsberger Tor	102
Bischofsburg, Hauptkirche	141
Braunsberg, Am Stadtgraben	103
Friedland, Ordenskirche	106
Frauenburg, Dom mit Stadt	107
Heiligelinde, Kloster	107
Heilsberg, Schloß	108
Heilsberg, Blick von der Burg	109
Heilsberg, Pfarrkirche	110
Insterburg, Lutherkirche	134
Königsberg, Dom	111
Königsberg, Dom im Winter	112
Königsberg, Schloß	118
Königsberg, Junkerstraße	115
Königsberg, Schloßkirche	116
Königsberg, Fischmarkt	117
Königsberg, Alte Universität	119
Königsberg, Altst. Rathaus	120
Lötzen, Ordenshaus	121
Lyck, An der Suermondbrücke	122
Mehlsack, Pfarrkirche	128
Memel, Alte Post	129
Nidden, Keitelkahn	130
Ortelsburg, Stadtbild mit See	144
Pillau, Leuchtturm u. hist. Kanone	130 E
Preuß. Holland, Rathaus	131
Rastenburg, St.-Georg-Kirche	132
Rastenburg, St. Georg im Schnee	132 E
Rössel, Innen-Burghof	133
Rominter Heide, Am Futterplatz	139
Samland, Elche vor Dünen	134
Tannenberg, Ehrenmal-Innenhof	135
Tannenberg, Am Feldherrnturm	135 E
Tilsit, Ordenskirche	137
Tilsit, Stadt mit Memelstrom	137 E
Trakehnen, Schloß	136
Wormditt, Rathaus	138



Königsberg, Schloß (116)

geliefert. Es ist damit gekennzeichnet als Wert-Erzeugnis, das sich bewußt abseits hält von jeder Massenware!

Bei Einzelbezug kostet das aufgehängt fertig gerahmte „Heimatbild" in der Rahmengröße 19x25,2 cm (Bildgröße 11,8x16,3 cm) DM 7,— zuzügl. 75 Pfg. für Porto und Verpackung. Ab drei Bildern keine Berechnung der Nebenkosten!



Samland (134)

Sämtliche Motive können auch in den höchst dekorativen Formaten von 20x30 sowie 30x40 cm in entsprechend großen Rahmen geliefert werden. Die Preise betragen: DM 21,75 bei einer Rahmengröße von 37x44 cm, DM 30,75 bei einer Rahmengröße von 40x56 cm. Bei Bestellungen bitte Motiv und Bestellnummer angeben!



Marienburg (123)

Danzig-Westpreußen-Posen

Bromberg, Pfarrkirche	154
Danzig, Stockturm	152
Danzig, St. Marien	164
Danzig, Rathaus und Artushof	150
Danzig, Krantor	151
Danzig, Krantor im Schnee	165
Danzig, Langgasser Tor	153
Danzig, Turm von St. Marien	153 E
Danzig, Artushof im Winter	166
Elbing, Marktort	167
Elbing, Von der Nikolaikirche	105
Elbing, Binnenhafen, St. Nikolai	104
Gnesen, Dom	155
Graudenz, Stadtbild	168
Kulm, Franziskanerkirche	157
Konitz, Stadtbild	156
Marienburg, Schloß Gesamtbild	123
Marienburg, Ostgiebel	125
Marienburg, Rathaus	124
Marienwerder, Gesamtbild	127
Pelplin, Zisterzienserkloster	158
Posen, Rathaus	161
Posen, Schloß	159
Posen, Universität	160
Thorn, Jakobikirche	162
Thorn, Johanniskirche	163

Zu beziehen durch

HEIMATBUCHDIENST, Braunschweig, Donnerburgweg 50

Ein bezauberndes Märchenbuch

das in keiner ostpreußischen Familie mit Kindern fehlen sollte.



Unser Mitarbeiter, Herbert Meinhard Mühlpfordt, hat es zusammen mit seiner Tochter Sanderein geschaffen. Man wird diese tiefempfundenen, zu Herzen gehenden Märchen immer wieder mit Freude und reichem Gewinn lesen.

112 Seiten, Halbbl., statt DM 4,80 jetzt nur DM 3,50
Zu beziehen durch
HEIMATBUCHDIENST
JOHANNES GUTTENBERGER,
Braunschweig, Donnerburgweg 50



„Gut friede und rechte gerichte . . .“

Lebensweisheiten in volkstümlichen Sprüchen aus Ostpreußen

In vergangenen Jahrhunderten wußten sich unsere Vorfahren auf eigene Art zu unterhalten und zu vergnügen. Jeder etwas besonders Befähigte gab im trauten Kreise oder auch im geselligen öffentlichen Zirkel sein Bestes her, um seine lieben Mitmenschen in fröhliche Stimmung zu versetzen. Es war nicht so wie heute, daß man nur einen Knopf zu drehen brauchte, um dann lediglich aufnehmend sich und andern angenehme Unterhaltung zu verschaffen; man mußte schon selbst aktiv werden und Gehörtes und Erlerntes beisteuern, die gesellige Stunde mit Gesang und Musik, Gedicht und Spruch, Geschichten, Sage und Märchen, Spiel und Tanz — wenn auch manchmal auf recht primitive Weise — zu würzen. Und der wurde ehrlich bestaunt und hoch geehrt, der das verstand.

So gingen denn früher auch gereimte und ungerimte Sprüche um, durch die alte Lebensweisheiten von Generation zu Generation weitergegeben wurden, und in denen z. B. Liebe, Freundschaft und ein braves Weib gerühmt und Untreue, Falschheit, Neid und häuslicher Unfriede angeprangert wurden. Man vernahm diese Sprüche in der Gesindestube, der Spinnstube, im Krug, im städtischen Gemeindegarten, auf dem Markt und beim Kirchweihfest. Die Gebildeten schrieben sie sich ins Stammbuch, die Studenten in ihr Fahrtenbuch.

Vor fast 100 Jahren hat nun der verdienstvolle ostpreußische Geschichtsforscher Max Toeppen eine Anzahl Sprüche gesammelt, die in unserer ostpreußischen Heimat so in der Zeit von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg kursieren. Einige von ihnen seien hier wiedergegeben.

Ein mit irdischen Gütern nicht übermäßig gesegneter Lebenskünstler frohlockt: „Ich bin, der ich bin, / Kurtz ist mein sinn, / Frisch ist mein muth, / Ob klein ist mein gut.“ — Und ein anderer kommt zu dem überraschenden Schluß: „Tanzen, singen und springen, / Mit schönen jungfrauen ringen, / Wer das der Carthuser orden, / So wehre ich lengst ein münch geworden.“

Von manchem standfesten Zecher wird ein lautes Loblied auf einen guten Trunk und ein vorheriges kräftiges Mahl gesungen. „Im Sommer polzttausend ducaten, / Ich lasse kohl stehen und esse braten. / Got gebe, Got grüße, / Versaue ich die schue, / So behalte ich die füse.“ — „Auf grüner heid, auff harter erdt / Ist mir gar oft mein bet bescherdt, / Ich fresz und sauff undt bin gedultig, / Was ich nicht zahl, das bleib

ich schuldig.“ — „Ihr zwey tragen eine weintrauben“ und sprechen: „Ach du edler reben-safft, / Du hast manchen umb das seine gebracht! / Trincke ich dich, so verderbe ich, / Trincke ich dich nicht, so sterbe ich. / Beszer getrunken undt verdorben, / Als z gespartet undt gestorben.“

Recht angriffslustig sind unsere Versschreiber wenn es gilt, gegen herrsch- und zanksüchtige Frauen zu Felde zu ziehen. In ihrer Verbitte-rung sprechen sie: „Wer ein böses werb hat am Sontage, / Der fahre ins holtz am Montage, / Hawe prügel (haue ein Prügelholz) am Dienstage, / Schlage tapfer darauf am Mitwoch, / Do lieget sie krank am Donnerstag, / Stirbt endlich am Sonnabend, / So bekompt der man ein fröhlichen Sontag.“ — „Wen die henne krehet vor dem hahn, / Die fraw redet vor dem man, / So sol man die henne kochen, / Die fraw mit einem guten prügel pochen!“ Diese beiden Verse werden wohl in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges geschrieben worden sein, als es selbst in der literarischen Welt zum guten Ton gehörte, sich in Grobheiten zu überbieten. Man lebte und schrieb eben im „Zeitalter des Grobianismus“.

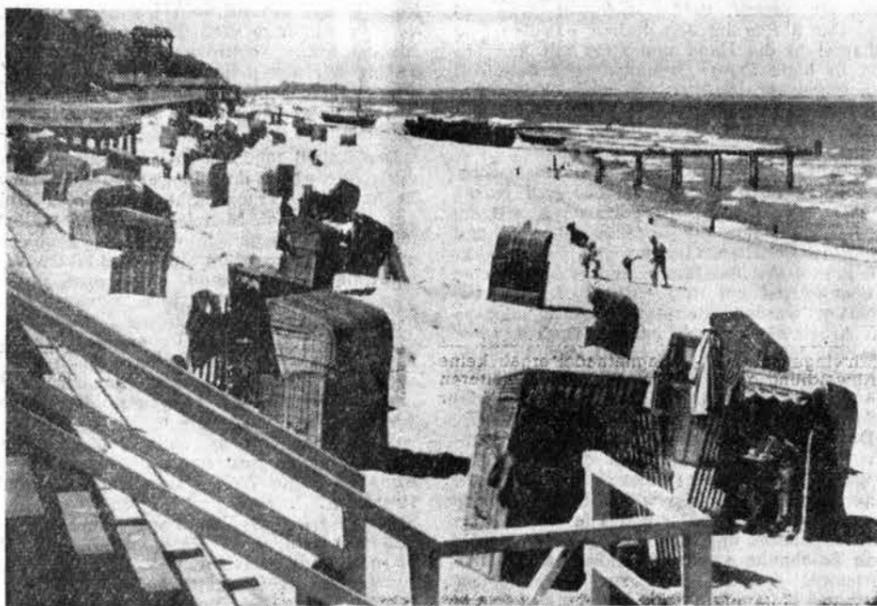
Bekannt ist heute noch der Spruch „Hüte dich für den katzen, / Die forne lecken undt hinden kratzen“, desgleichen ein Teil des Spruches

„Wen es wol gehet, finden sich der freunde viel, / In nöten niemandes freundt sein will. / Freunde in der noth / Gehen 24 auf ein lot, / Undt die da wollen die besten sein, / Gehen 25 auf ein quintlein. / Solche freunde schlage der donner todt.“

Scharf verurteilt werden Geldgier und Geiz. „Der mensch in dieser welt / Der tractet nach ehr, gutt und geldt, / Undt wen er, das erwirbet, / So leget er sich nieder undt stirbet.“ — „Wüchs laub und gras / als geiz, neid und has, / So esse manche kuh desto bas“ (besser).

Es sollen noch einige Sprüche mit allgemeinen Lebenswahrheiten folgen. „Die warheit ist gen himmel geflogen, / Die trewe ist übers meer gezogen, / Die gerechtikeit ist vortrieben, / Die untrew ist in der welt geblieben.“ — „Rede nicht vil unde mache das war, / Borge wenig unde gilt das qar. / Wisse vil unde wenig sage, / Nicht antwerte off alle frage!“ — „Wen wir heten einen rechten glauben, / Gott undt gemeine nutz vor augen, / Enerley maas, ellen unde gewichte, / Gut friede und rechte gerichte, / Einerley müntz undt gutt geldt, / So stunde es woll in dieser welt.“ — „Ich lebe undt weis nicht wie lang? / Ich sterbe undt weis nicht wan? / Ich fahre und weis nicht wohin? / Mich wundert, das ich fröhlich bin.“

E. Hartmann



Ostseebad Cranz, Teil des Badestrandes (Weststrand)

Foto: Berger

Die erste blaue Postuniform

Reitende Postboten - Einschreibsendungen - Briefzensur im Ordensstaat

Dreihundert Jahre vor der berühmten „Thurn und Thaxisschen Post“, die immerhin vom Mittelalter bis 1867 bestand, hatte der Deutsche Ritterorden oben im preußischen Ordenslande bereits im Jahre 1276 so etwas wie ein Postwesen entwickelt, das in seinen Grundzügen unserer heutigen Bundespost ähnelt.

Es entstand daraus, daß zunächst Sendschreiben des Ordensmeisters von der Marienburg in immer wiederkehrenden Zeitabständen an die im Lande verstreut liegenden Komtureien und „festen Häuser“ von Ordensknechten „geritten“ wurden, die dann deren Berichte, Antworten usw. zurückbrachten. Nach einem genial ausgeklügelten System hat man dann die Postbeförderung, da der Wert derartigen Nachrichtenzustellung erkannt wurde, nach den Höfen von Fürstlichkeiten und Städten, mit denen der Orden Umgang pflegte, ausgedehnt. Die Poststraßen wurden über alle Ordenshäuser geleitet, die sich neben Ost- und Westpreußen und Livland auch in der Altmark, in Thüringen und am Rhein befanden, so daß regelrechte „Postagenturen“ entstanden, wo die „Postreiter“ immer frische Pferde vorfinden konnten. Und eine Postlinie ging, etwas ganz Unerhörtes, sogar direkt nach Venedig, dem damaligen Sitz des Hochmeisters.

Natürlich dauerte solche Postbeförderung viele Wochen, falls sie in unruhigen Zeitläuften überhaupt ihren Bestimmungsort erreichte. Waren es zunächst nur die Schreiben des Ordensmeisters, so durften später auch Briefe der Ordensritter an ihre Angehörigen in alle deutschen Gauen und sogar bis nach Frankreich und Spanien „geritten“ werden; der Ritterorden hatte ja immer ausländische Rittergäste in seinen Reihen. Allerdings mußte, nach der strengen Ordensregel, solche Briefe erst der Ordensmeister lesen und sie gutheißen. Die erste deutsche Briefzensur ist also schon damals geboren!

Die Postreiter hießen amtlich „bryffjongen“. Sie zählten nicht zum „gemeinen gind“, erhielten bessere Kost und sogar Entlohnung und — trugen bereits eine Uniform, die aus „XVI. halbe Ellen bloe Englisch laken“ gefertigt war, also aus 16½ Ellen blauem englischen Tuch. Es ward also in jenen Zeiten die erste deutsche Postuniform kreiert und dazu noch in blau, der heutigen

Postuniformfarbe! Neben der Postbeförderung im vorgeschriebenen „leynen bryffsack“ oblag ihnen außerdem die Wartung und Pflege der Postpferde.

Geleitet wurde die Ordens-Postanstalt auf der Marienburg durch den Ordensstallmeister, „Wything“ genannt, der zu diesem Amt durch einen besonderen „ambtbyriff“ verpflichtet wurde und als Entgelt „200 preußisch mark lon in jederem jar“ erhielt, demnach in fester Besoldung stand. (1 preuß. Mark hatte den Zeitwert ungefähr einer Kuh, die Bezahlung war also reichlich.) Außerdem hatte der „Wything“ das Privileg, bei feierlichen Anlässen dem Hochmeister voranzutreten zu dürfen.

Der „Wything“ auf der Marienburg war unumschränkter Herrscher über das gesamte Postwesen des Ordens, gewissermaßen der Vorgänger des Generalpostmeisters des 19. Jahrhunderts. Nur er allein hatte das Recht, im Amtszimmer, dem „bryffstall“, Briefe anzunehmen, sie nach Reihenfolge und Zeit ihrer Aufgabe in ein besonderes Buch einzuschreiben (daher wohl die heutige Bezeichnung Einschreibebrief), jeden Brief außerdem zu nummerieren und mit Abgangsvermerk zu versehen. Dasselbe hatte auf der Ankunftsstation durch besonders Beauftragte beim Empfang zu geschehen. Jedem „bryffsack“ wurde zudem ein genaues Verzeichnis der Sendung beigegeben. Man sieht, auch in jenen Zeiten war alles vortrefflich durchdacht und organisiert. Alles schon dagewesen, kann man da wohl mit Ben Akiba sagen.

Für den Postdienst wurden ausschließlich die einheimischen ausdauernden Pferde, die altpreußischen „sweyken“ (altpreußisch sweyke = Pferd) verwendet. In diesem Zusammenhang wäre noch zu erwähnen, daß das altpreußische Wort „sweyk“ gleichzeitig Gesundheit bedeutete, was demnach beweist, welcher Wertschätzung sich das Pferd bei den alten Pruzen erfreute. — Die Postpferde wurden im „bryffsweykenstall“ bei gutem Futter gehalten und waren nicht billig, besonders wenn es junge Tiere waren. So vermerkt z. B. das Treßlerbuch der Marienburg über den Kaufpreis zweier „sweyken“: „Item V mark vor eyne sweyke in den bryffsweykenstall / Item VIII mark vor eyne sweyke in den bryffsweykenstall gekouft von

Vor 150 Jahren in Königsberg

Wir lesen in den „Kgl. Preuß. Staats-Kriegs- u. Friedens Zeitungen“, Sonnabendausgabe vom 24. Juli 1810:

„Über das Kgl. Normal-Institut in Königsberg. — Von den 40 Menschen, worunter 30 Kinder, die seit dem 1. Septbr. 1809 in das Kgl. Normal-Institut aufgenommen wurden, ist bis jetzt nicht Einer krank gewesen.“

Die wesentlichen Bedingungen eines so glücklichen Erfolges waren:

- 1) Der Frohsinn
- 2) Die einfache Kost
- 3) Die sorgfältigste Reinlichkeit des Körpers, die Kleidung und die Umgebung. Am wohlthätigsten fanden wir bis jetzt unsere Bade-einrichtung. Jeder Zögling hat seine eigene kleine Wanne von 12—14 Zoll Länge und Höhe, seinen Schwamm, ein Handtuch und ein Paar flanelle Handschuhe ohne Finger. Carl August Zeller.“

Dieser Nummer lagen zwei Beilagen an zu Ehren der am 19. Juli verstorbenen Königin Luise:

1. Ein fünfzehn Seiten langer anonymer Nachruf, letzte Lebenstage, Beisetzung, ein Carmen: „Vergißmeinnicht, am Grabe der Königin gepflanzt“.

2. „Gedächtnispredigt in der Loebenichtischen Kirche gehalten von Joh. Fr. Krause, wirkl. Konsistorialrath, ord. Prof. d. Theologie u. Pfarrer a. d. Loebenichtischen Kirche“. Kgb. bei August Wilhelm Unzer, 24 S.

Wir lesen in der Montagausgabe vom 20. August 1810 in der Beilage „Witterungsbeobachtungen in Königsberg“:

1. 8. 1810: Thermometer Vorm. + 13° (nach Reaumur!), etw. Regen, Sonnenschein, Windstille. Nachm. + 14°
2. 8. 1810: Vorm. + 13°, bewegt, Sonnenschein, starker Strichregen, Wind, Nachm. + 13°
3. 8. 1810: Vorm. + 13°, bewegt, Regen, Wind. Nachm. + 11½°
4. 8. 1810: Vorm. + 12°, Streifenwolken, Sonnenschein, heiter, Windstille. Nachm. + 10½°
5. 8. 1810: Vorm. + 11°, völlig heiter, Wind, Streifenwolken, Sonnenschein. Nachm. + 12° Und so weiter bis zum 11. 8. 1810. Höchsttemperatur 18 Grad, was 22¼ Grad Celsius entspricht. H. M. Mühlpfordt

1) Pfarrer, Pädagoge. 1774—1846. Württemberger, der in mehreren Städten Deutschlands „Schulmeisterschulen“ gründete. Das Königsberger „Normal-Institut“, eine Art Musterschule und Lehrerseminar, befand sich chim Waisenhaus. Z. war 1809—16 Schulrat in Königsberg. Sein Nachfolger wurde Gustav Friedrich Dinter.

Die Königsberger Börse

Die neue Börse war am 6. März 1875 dem Gebrauch übergeben worden. Wie Walter Pirsch, jahrzehntelang im Vorstand des Kaufmännischen Vereins, in seinen Erinnerungen beschreibt, erfolgte dabei ein feierlicher Umzug von der alten Börse, die als ein alter Holzbau mitten im Pregel (auf der Kneiphofsseite) stand, in das neue wundervolle Gebäude. Es war auf der vorstädtischen Seite, ganz dicht am Pregel, auf einem Rost von ca. 2000 Pfählen von 12 bis 18 Meter Länge in den Jahren 1870—75 errichtet worden. Auf Grund eines Preisausschreibens war der Neubau dem Erbauer der Bremer Börse, dem dortigen Baumeister Heinrich Müller, übertragen worden. Die gesamten Kosten betragen etwa 2 Millionen Mark.

Dafür war aber auch ein eigenartiger, der Stadt Königsberg zur größten Zierde gereicher monumentaler Bau entstanden, das einzige ausschließlich aus Sandstein errichtete öffentliche Gebäude in der Stadt. Der Architekt hatte zur Ausschmückung nur die Skulptur gewählt. Die oberen Steingruppen, welche die vier Hauptecken des Gebäudes zierten und die die weltverbindende Natur des Handels sinnbildlich sollten, Europa, Asien, Afrika und Amerika, lieferte Bildhauer Hundrieser aus Berlin, ein geborener Königsberger. Von demselben Bildhauer rührten auch die beiden Löwen her, welche die große Freitreppe an der Westseite flankierten. Die Börse hatte in ihrer Hauptlänge etwa 73 Meter und eine Breite von 25 Meter. Daran schloß sich im Erdgeschoß noch ein Anbau von etwa 12 Meter, dessen Obergeschoß ursprünglich offen war, später aber mit Glas überdacht wurde.

Den ganzen Mittelbau über dem Erdgeschoß nahm der (große) Börsensaal ein, im Innern von einer Galerie auf allen vier Seiten mit doppelter Säulenstellung umgeben. Auch das Innere hatte dieselbe Einfachheit in der reinen Form einer edlen Renaissance wie das Äußere des Baues. Das Untergeschoß wurde für das Wiegeamt, für ein Postamt und das Restaurant „Der Börsenkeller“ verwandt. Im Westflügel war ursprünglich das Admiraltäts- und Kammerkollegium untergebracht.

Dr. R. Pawel

Tymo von Grudenz“ (Graudenz) Im alten Pruzenlande bekam man also für ein Pferd das Mehrfache an Kühen.

Diese Vorläuferin des heutigen Postwesens hat sich bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts gehalten, und erst der Niedergang des Deutschen Ritterordens brachte auch diese Institution zum Erlöschen. ha.

Vereinigung ehemaliger Sackheimer Mittelschüler aus Königsberg/Pr feierte 40jähriges Bestehen

Groß war die Teilnehmerzahl der Mitglieder der Vereinigung der ehem. Sackheimer Mittelschüler und -schülerinnen aus Königsberg, die sich aus Anlaß des 40jährigen Bestehens ihrer Vereinigung beim Ostpreußen-Treffen in Düsseldorf im Haus Konen zusammengefunden hatten.

Eine besondere Note erhielt das Treffen durch Anwesenheit des früheren wie auch des jetzigen Direktors der Duisburger Patenschaftsschule, der „Karl-Lehr-Realschule“, einem Vertreter des Kollegiums sowie zwei Vertretern der Schülerschaft. Durch ihre Anwesenheit bekundeten sie die enge freundschaftliche Verbundenheit mit der Sackheimer Mittelschule und deren Traditionsvereinigung.

Die Feierstunde wurde mit einer Totenehrung durch den 1. Vorsitzenden der Vereinigung, Herbert Minuth, eröffnet. Der Gründer und Ehrenvorsitzende Ernst Witt begrüßte die Ehrengäste, die Damen und Herren des ehemaligen Lehrerkollegiums, die Schulkameraden und -kameradinnen sowie viele Freunde der Vereinigung. In kurzen Zügen schilderte Ernst Witt die Stationen, die die Vereinigung seit der Zeit ihrer Gründung zurückgelegt hat.

Anschließend wurde Realschuldirektor Jos. Kahler, Duisburg, dem jetzigen Leiter der Patenschaftsschule, für besondere Verdienste zum Mitglied e. h. ernannt und ihm die silberne Nadel überreicht, mit der „silbernen“ wurden auch für langjährige Mitgliedschaft und besondere Verdienste ausgezeichnet: Hildegard Sudowski-Raffael, Hans Neumann, Fränzel Nieswand und Alfred Wesselowski.

Viele Glückwünsche aus nah und fern waren zum Jubiläumstage eingegangen. Einer sei zum Besonderen herausgehoben, die Zeilen des letzten Rektors der Sackheimer Mittelschule, Willy Zeil: Mit seinen 82 Jahren konnte er den weiten Weg von Sauesiek, Kreis Stade, nicht mehr wagen. Mit seinen Gedanken war er aber an diesem Tage unter uns, verbindet ihn doch bis zum heutigen Tage mit seinen ehemaligen Schülern und Kollegen eine innige Freundschaft und genügt er doch vor allem eine nicht zu wiederholende Verehrung. — Von den Damen und Herren des ehemaligen Kollegiums waren die Ehrenmitglieder Mittelschullehrer Jul. Sadowski, Fr. Haugwitz sowie Realschullehrer W. Feyrer, abend und Fr. Bergner Geburtstagsgäste der Vereinigung.

Wir bitten zu beachten: Der allmonatliche Stammtisch fällt während der Ferienzeit aus und findet erst wieder am Montag, 3. Oktober, im V. e. S. M.-Vereinslokal „Haus Konen“, Düsseldorf, Suibertusstraße 1, um 19 Uhr statt.

H. M.

Mit dem Neinsagen ist nichts getan

Vor 10 Jahren starb der ostpreußische Dichter Ernst Wiechert

In unserer von Unrast erfüllten, schnellebigen Zeit wird es mancher gar nicht gewahr werden, daß am 24. August schon zehn Jahre vergangen sind, seit sich der Lebenskreis Ernst Wiecherts in Uerikon in der Schweiz, fernab seiner masurenschen Wälder, vollendete. Viele seiner Freunde im Inland wie draußen in der Welt werden aber sicherlich in einer stillen Stunde Rückschau halten auf das, was er ihnen an Trost und Verheißung, an Wissen und Kraft gegeben hat.

Aus diesem Anlaß tut es einmal not, jenen Wurzeln, jenen verborgenen Kräften nachzuspüren, aus denen der soziale Mensch, der Rufer nach dem Bruder Mensch erwuchs, als der er uns Heutigen gegenübertritt. Wenn jeder Mensch ein Produkt seiner Umwelt und seiner Erziehung ist, dann liegt der Grund zu Ernst Wiecherts Sein, dem menschlichen wie dem dichterischen, in den Wäldern Masurens unserer ihm stets gegenwärtigen unvergänglichen Heimat beschlossen. Hier fand sein inneres Schauen, sein Wille zu gestalten die altvertraute Umgebung und ihre Menschen wieder. Nur sie können so sprechen und handeln, lieben und hassen, denn nur sie sind Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist. Er, der einst nicht anders denn als Jäger in seinen Wäldern leben zu können meinte, bewahrte ihnen die Treue im Geist und Werk und auch später an seinem bayerischen Wohnsitz.

So ist es stets wie eine ergreifende Heimkehr nach den Stätten der Jugend bei jedem von Wiecherts Werken, sei es „Der Wald“, „Die Majorin“, „Die Magd des Jürgen Doskocil“, „Das einfache Leben“ oder „Die Jerominkinder“. Gerade dieses, so schrieb er mir noch wenige Jahre vor seinem frühen Tode, sei für ihn ein letztes Vermächtnis an die Heimat, vielleicht wohl ein Abschiednehmen.

Was bedeutete und was gab ihm nun diese Welt, diese so fernab der „großen Welt“ gelegene, dieses „Land hinter den Wäldern“, wie Wiechert selbst es nennt? Sie schenkte ihm als Wichtigstes, so will mir scheinen, das Gefühl für das Echte, unverfälschte, für das Große und Starke, sei es im Guten oder Bösen — Liebe also oder Haß, Begeisterung oder Grauen. Nichts Halbes, wie es die angekränkelte Stadt gebiert, sondern das unabdingbare Ganze, so ursprünglich, ja einfach, als sei es eben erst von des Schöpfers Hand hingelegt worden in sein ureigenes Werk. Hier in dem Land der dunklen Wälder mit seinen Seen und Mooren, über denen noch der Fischadler seine Kreise zog und der klagende Ruf des Kranichs erscholl, hatte ja die Natur noch ihre Ursprünglichkeit bewahrt.

Und so spricht es auch Wiechert in „Wälder und Menschen“ aus: „Wenn ein Dichter jemand ist, der lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, so mag ich wohl dort und in jenen Zeiten ein Dichter geworden sein. Der Adler hatte daran teil und das Waldhorn, die roten Wolken über dem Moor und der bittere Geruch der Wälder. Sie alle erfüllten das Gefäß, aus dem ich später schöpfen sollte, und sie bewahrten sich für mich, zehn, zwanzig, dreißig Jahre lang, mit der schönen Geduld, die nur die Treue gibt.“

Oder wenn er die verzauberten Moore Masurens beschreibt: „So getreulich hat die Seele alles bewahrt, daß ich bei dem Versuch, das Land des Totenvogels in der ‚Majorin‘ zu beschreiben, nur die Augen zu schließen brauchte, um das alles wieder aufsteigen zu lassen: den

bitteren Geruch der Sumpfpflanzen, die schweigende Ode, das bang und verzaubert schlagende Herz.“

Unter jenen Gefühlen und Empfindungen, die von den reichen Kräften dieser so ganz ursprünglichen Heimat immer noch genährt werden, scheinen es mir gerade zwei zu sein, die Wiecherts Persönlichkeit aufs stärkste beherrschten: seine Liebe zu jeder Kreatur und seine Furchtlosigkeit vor Menschen und Menschenmeinung, namentlich dann, wenn es gilt, einem Unrecht zu begegnen. Daneben steht als eine der liebenswertesten Eigenschaften des Dichters seine tiefe Gottesfurcht, seine Demut und Ehrfurcht vor den großen Werken der Schöpfung. In ihrer Unbedingtheit und rückhaltlos befolgten Konsequenz legen diese beiden Wesenszüge Zeugnis ab für die Stärke eines ganz in der ewigen Natur ruhenden Gefühls.

Es führt eine gerade Linie von dem Waldkinde hin bis zu dem gereiften Manne, der vor

den Schrecken des KZ Buchenwald nicht zurückschreckte, da es gilt, Menschen und Menschenrecht zu verteidigen. Hierher gehört besonders auch seine „Rede an die deutsche Jugend“, die fürwahr ein großes Maß an persönlichem Mut erforderte, wenn man ihren Zeitpunkt bedenkt.

Von den zahlreichen Beispielen, in denen der Dichter jener Menschen, Eltern wie Erzieher, gedenkt, die sein Wesen geformt und erläutert haben, sei nur folgendes Bekenntnis seiner lautereren Klarheit wegen angeführt: „Ich aber verdanke dieser Erziehung nicht nur meine Verehrung vor vielen großen Toten und Lebenden im Reiche der Kunst, sondern auch diejenige Duldung der Meinung und des Herzens, die für mich zu den kostbarsten Besitztümern eines Menschen und eines Volkes gehört und die Goethe als ein großes Beispiel mit dem Begriff der Humanität vor uns aufgerichtet hat.“

Eine gerade Linie ist es, und doch zuletzt welche Vervollkommnung und Vertiefung des schon früh Erkannten! Das Waldkind, das seinen

Wo blieb deine Stimme?

Von Ernst Wiechert

Über das Fürchten war Johannes hinaus. Es war ihm nur schwer, an die Seinigen zu denken, wie die Nachricht sie nun erreichen würde. Sie würden niemals wissen, sie würden nur ahnen können. Und alle Ahnung würde von Grauen getränkt sein.

Vater Hermann erschien ihm wie ein Beispiel, das daß Schicksal vor ihm aufrichtete. Dieser Mensch hatte in seinem Leben niemandem etwas Böses zugefügt. Er hatte seine Fabrik geleitet, für die Seinigen und für seine Arbeiter gesorgt. Sein ganzes Wesen bestand aus reiner Güte. Sein Leben hatte 62 Jahre gedauert, sauber, fleißig und still. Nun lud man ihm Steine auf den Rücken, gab ihm eine Schaufel in die Hand und stieß ihn vor sich her. Er hatte unter „Freunden“ geäußert, daß der Propagandaminister an seinen Volksempfänger wahrscheinlich eine Menge Geld verdiene, und einer dieser Freunde hatte ihn denunziert.

Er war hilflos wie ein Kind in einem Strudel. Seine Füße waren mit Blut und Blasen bedeckt, sein Gesicht mit Schrammen, und ein Posten hatte ihm die Karabinermündung auf die Brust gehalten. Georges und Josef schickten ihn zu den Sanitätern, und er bekam eine Schonungsfrist auf dem Holzhof, wo die beschäftigt wurden, die man sonst auf Bahren zur Arbeit hätte tragen müssen. Doch hatte er am nächsten Morgen Fieber. Am späten Nachmittag wurde eine Temperatur von 39,5 Grad bei ihm festgestellt, und abends sollte er in die Revierstube. Er hatte Lungenentzündung.

Doch an diesem Abend, noch bevor er hinübergang, berührte ihn schon der Tod. Beim Appell um vier Uhr fehlte ein Gefangener. Eine Stunde später zog wie üblich das ganze Lager aus, um ihn zu suchen. Die Hunde wurden losgemacht, und dem, der ihn fände, wurde eine Belohnung versprochen. Es war so, daß derjenige, der den Plan zur Flucht gefaßt hatte, am Nachmittag nicht von der Arbeit einrückte, sondern sich im Walde verbarg, um bei Nacht sich durch die Postenkette zu stellen. Es war aussichtslos, aber es wurde immer wieder versucht.

Es war angeordnet worden, daß die Sirene ertönen würde, sobald man den Vermissten gefunden hätte, und daß darauf ein zweiter Appell stattfinden sollte.

Vater Hermann blieb auf dem Holzhof. Das Fieber verdunkelte seinen zerstörten Sinn, und er schlief ein. Der Gefangene wurde gefunden, im Wipfel einer Buche, und schon halbtot geschlagen, ehe er wieder im Lager war. Die Sirene heulte über den ganzen Wald, und als die Suchenden wieder versammelt waren, bekam der Unglückliche dreißig Stockschläge und wurde in den Verlag gezwängt, in dem kurz vorher ein Schwein ins Lager gebracht worden war. Man stieß ihn mit Stiefelabsätzen hinein, bis er gekrümmt, auf Händen und Füßen, auf dem schmutzigen Boden des Verlags kauerte. Dann nagelte man die Latte über ihm wieder zu und ließ ihn die ganze Nacht so auf dem Hof.

Der Appell fand von neuem statt, und wieder fehlte ein Mann. Es war Vater Hermann. Er hatte die Sirene nicht gehört und schlief auf dem Holzhof. Man fand ihn und schleppte ihn vor den Lagerführer. Er schwankte, und man sah, daß er schon auf dem dunklen Wege begriffen war. Der Bock stand noch da, und man schnallte ihn sofort fest. Er wurde ausgepeitscht, fünfzehn oder zwanzig Schläge, und es war Johannes, als spüre er das Zittern der Empörung und des Hasses durch das ganze Lager gehen. Er sah über den Arm des Galgen, über die Baumwipfel hinweg in die rötlichen Abendwolken. Verse fielen ihm zu, aus einer verstorbenen Vergangenheit, von einer feierlichen Melodie schreitend getragen: „O wie schön ist Deine Welt, Vater, wenn sie golden strahlet...“

Er zitterte, als empfinde er selbst die Schläge. Nein, kein Vater mehr hoch über Sternen und goldenen Wolken. Kein Vater, sondern das verdorrte Gesicht des Brudermörders Kain, der auf den Weltenthron gestiegen war, um den Rauch der Opfer einzutmen.

Sie zwangen ihn, den schweren Bock fortzutragen. Der alte Mann brach zusammen, und

Kranich „wie einen Bruder liebt und vielleicht mehr als einen solchen“. Von dem Wiechert rückerinnernd sagt: „Mir aber ist, als wäre ich dem Herzen Gottes niemals näher gewesen als in den Stunden, in denen meine Hand über das Gefieder des Kranichs glitt und er an meinem Herzen lag, als hätte dieselbe Mutter uns geboren.“ Bis zu jenem Wiechert mit dem ersten Wissen um die Beziehungen von Mensch zu Mensch, der seinen heimgekehrten Michael der Majorin entgegen läßt: „Helfen und Heilen verlangt viel von einem Menschen, nicht nur eine Hand, die man auf die fremde Stirn legt.“

Es nimmt deshab nicht wunder, einen Zug starker, echter Frömmigkeit in allen Werken dieses Dichters zu verspüren, der von sich selbst bekennt: „Nichts hat mit solcher Kraft und Innigkeit in jenen Jahren an meiner Seele geformt und gebildet wie das Buch der Bücher.“ Bei aller Tiefe auch dieses, des religiösen Empfindens muß man es doch mehr ein praktisches Christentum nennen, das überall bei Wiechert hervortritt. Es verliert sich nicht in bloßen abstrakten Formulierungen und Forderungen, sondern es rührt zutiefst an jene menschlichen, sozialen Fragen, ohne deren Lösung ein Fortbestehen unseres Volkes, ja unserer Kultur nicht zu denken ist. Wen von uns zum Beispiel ginge es nichts an, Ernst Wiechert schon lange vor unserem letzten, unseligen Krieg bekennen zu hören: „Keiner von uns weiß, wie er schuldig ist an allem, was geschieht?“

In besonderem Maße finden sich Fragen über Sinn und Erfüllung unseres Daseins in dem schon genannten „Das einfache Leben“. Hier ist es so, als wende sich jener Kapitän von Orla an die vielen Heimatvertriebenen unter uns, die doch immer mit ihrem unverdienten Schicksal hadern: „Wer einmal die Phrase hinter sich gelassen hat, für den ist der Pflug oder das Ruder oder die Büchse oder der Spaten kein Ersatz, glaube ich, sondern die Wahrheit, eine einfache, unverdorrene und große Wahrheit. — Ich denke mir doch, daß ich mir dies verdient habe, hier zu sitzen und mein Leben in Ordnung zu bringen. Denn nur aus solcher Ordnung kann etwas ausstrahlen auf andere. — Ich muß nun von vorn anfangen, viele von uns, Ganz von vorn. Mit dem Neinsagen ist es nicht getan. Leben kann man nur, wenn man wenigstens einmal im Jahr ja sagen kann.“

Einfache und doch große Wahrheiten, wie nur das wahrhaft Große schlicht und einfach zu begreifen ist. Sie heben Ernst Wiechert, der uns, seinen Landsleuten, so aus dem Herzen spricht, empor in die Schar jener Kämpfer wahren Menschentums, jener Kämpfer für eine bessere Welt, deren unsere zerrissene Gegenwart so dringend bedarf. Dr. R. Pawel

sie stießen ihn vor sich her. Auf Händen und Füßen kroch er über die Erde, die schwere Last auf seinem geschändeten Körper. Es dämmerte schon, und aus der Ferne sah es aus wie ein ungefüges Kreuz, das ein Gemarterter zu seiner Richtstätte schleppte.

Deutsche Dichter hatten sich mit feurigem Pathos zur Wehr gesetzt, daß man dieses Reich den Rückfall ins Mittelalter nannte. Ach, er ging viel weiter zurück, eintausendfünfhundert Jahre zurück und noch weiter, bis zu den Zeiten, in denen man die Kreuze aufrichtete und die Schädelstätten baute. Einmal würden sie es alle wissen, auch die Dichter, was zu ihrer Zeit geschah, und auch sie würde man fragen, wo ihre Stimme gewesen sei, als der deutsche Mensch ans Kreuz geschlagen wurde.

Vater Hermann starb in der nächsten Nacht an seiner Lungenentzündung und seiner Schande, die doch nicht die seinige war. Er war gerade acht Tage im Lager gewesen.

Aus Ernst Wiecherts Erlebnisbuch „Der Totenwald“, Rascher-Verlag, Zürich.

(Fortsetzung)

Wenn auch die Christianisierung des Preußenlandes verhältnismäßig rasch vorangegangen ist und die Neubekehrten sich, wenigstens äußerlich, zur aufgezungenen Lehre bekennen, das religiöse Leben ist im Ordenslande eigentlich von Anfang an durch immer neu auftauchende Glaubensschwärmer und abenteuere Sektierer mehr oder minder erschüttert worden, da diese sich in dem noch nicht lange christlich gewordenen Lande ein reiches Betätigungsfeld erhofften. Teils haben sie es gefunden und oftmals auch die höchsten Ordensgebiete und andere einflußreiche Persönlichkeiten zu ihren Anhängern zählen können. So fanden beispielsweise die Flagellanten, auch Geißelbrüder genannt, auf ihren periodischen Zügen durch ganz Europa schon früh den Weg auch ins Preußenland. Ihr Ordenszeichen war übrigens ein weißer Mantel mit blutrotem Kreuz. Bußlieder singend und ihren nackten Oberkörper bis aufs Blut geißelnd, so wandten lange Prozessionen ausgemergelter Gestalten durch Preußens Städte und Dörfer und verkündeten der entsetzten Bevölkerung Seuchen und Tod, wenn sie sich nicht bekehrte. Im Grunde genommen sind es harmlose Fanatiker gewesen im Gegensatz zu manchen anderen, irreführenden Gottsucher, die in fanatischer Selbstgeißelung ihr Seelenheil zu finden glaubten. Wie sie gekommen, so sind sie jedesmal wieder lautlos verschwunden: ein schauriger Spuk. Zum letzten Male hat man sie Anno 1445 in Preußen gesehen.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts, so berichtet der Chronist Hartknoch, lebten in Kaczorek und anderen Dörfern unweit Thorn die aus den Niederlanden zugewanderten Beghinen, auch Lollarden genannt, über deren Wirken weiter nichts bekannt ist, als daß der Laßlauer Bischof Gerwardus (gestorben 1323) sie als Irrgläubige hat ausrotten lassen.

In großen Scharen suchten 1324 die „Weißen Brüder“, die als äußeres Zeichen ihrer Vereinigung einen weißen Mantel mit grünem Kreuz trugen, das Ordensland heim. Sie gaben vor, durch göttliche Offenbarung zur Befreiung des Heiligen Landes berufen zu sein und erbettelten sich zu diesem Zweck Geld. Angeb-

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

lich auf Empfehlung deutscher Fürsten wandten sie sich dieserhalb auch an den Hochmeister Werber von Orseln, der aber ihre betrügerischen Machenschaften durchschaute und sie aus dem Lande verjagen ließ.

Anfang des 13. Jahrhunderts hatte sich in Südfrankreich eine religiöse Sekte gebildet, die gegen weltliche Machtentfaltung und Gepränge der Kirche eiferte. Man nannte sie nach der Stadt Albi, dem Zentrum der Bewegung, Albigenser, in Deutschland Waldenser. Die Sekte war so zahlreich, daß Papst Innocenz III. sie erst in langjährigen Kriegen, den sogenannten Albigenserkriegen (1209—1229) vernichten konnte. Aber es gab immer noch heimliche Anhänger in Frankreich, und einer von ihnen, der Mathematiker und Arzt Dr. Leander floh 1387 nach Preußen und fand hier Asyl. Bald gelang es ihm, den damaligen Großkomtur Konrad von Wallenrodt (1390 Hochmeister) für seine Sache zu gewinnen. Viele Ordensritter und namhafte Persönlichkeiten folgten dem Beispiel. Ja, man sprach sogar davon, daß Heinrich von Plauen ebenfalls ein heimlicher Albigenser sei. Als auch Städte zu den Albigensern übergingen, erhob der Klerus ein großes Geschrei im Lande.

Dr. Leander forderte nun die Geistlichkeit zum Disput auf, und zwar sollte der Verlierer den Scheiterhaufen besteigen. Das war sehr kühn gesprochen. Jedenfalls nahmen die Mönche von Marienwerder den Fehdehandschuh auf und Leander begab sich dorthin. Aber kurz vor der Stadt ist er in einer Lehmkuhle bei der Ziegelscheune ertrunken. Ihres Führers beraubt, wurde die Albigenser-Sekte von den preußischen Bischöfen durch Synodalbeschluss in Acht und Bann getan und der Verfolgung ausgeliefert. Wie die Chronik berichtet, soll man sogar längst verstorbene Albigenser ausgegraben und ihre Leichen auf die Felder geworfen haben.

Um 1412 zogen die Wicliffiten, so benannt nach dem englischen Reformator John Wicliff, durchs Land. Ihnen folgten die Hussiten. Einer der namhaftesten Führer, der wilde Jan Ziska von Trocnow, hatte in der Schlacht bei Tannenberg am 14. Juli 1410 die in litauischem Solde stehenden böhmischen Hilfstruppen befehligt.

Alles, was in Preußen bisher Albigenser gewesen war, lief nun zu den Hussiten über. Darunter auch viele vom Adel, z. B. Graf Wilhelm von Katzenellenbogen. Der prominenteste Anhänger der Hussitenlehre aber war kein geringerer als — Hochmeister Heinrich von Plauen. Er selbst gab es zu, daß der Klerus ihn einen Hussitenketter nenne. Hieraus lassen sich vielleicht manche Charakterzüge des unglücklichen Ordensfürsten erklären, der seit Jahrhunderten zu den umstrittensten Persönlichkeiten der Ordensgeschichte zählt.

Als nach der Gefangennahme Plauens sein erbitterter Gegner Michael Kuchmeister von Sternberg 1414 Hochmeister wurde, verloren die Hussiten jegliche Unterstützung und wurden von nun an verfolgt. Aber ihre Zahl nahm trotzdem zu. Im gleichen Jahre 1414 bekannte sich der Danziger Pfarrer Günter Tilman öffentlich als Hussit und gewann viele Anhänger, darunter auch den Bürgermeister Gert von der Beck und den Danziger Hauskomtur Rudolf von Eilenstein. Mit Ausnahme der Dominikaner liefen auch die Danziger Mönche über. In den Kirchen wurde öffentlich nach der Hussitenlehre gepredigt. Das alles nahm in Danzig ein jähes Ende, als Pfarrer Tilman, der Bürgermeister und der Hauskomtur fast gleichzeitig eines plötzlichen Todes starben. Das Volk sprach davon, daß sie vergiftet worden seien.

Die Bischöfe forderten jetzt strengste Bestrafung aller Hussiten. Um gegen sie Anklagematerial zu gewinnen, befahl der Hochmeister,

Familien- und Ortschroniken heimlich aufzukaufen, da diese nach damaligen Brauch alle wichtigen Eintragungen enthielten. Aber man merkte, was dahintersteckte, und verbarg die Chroniken oder ließ sie einmauern. Zu größeren Prozessen kam es deshalb nicht mehr, weil keine Beweise da waren. 1423 gab es aber in Königsberg noch eine ganze Anzahl Hussiten, und Thorn hatte noch 1431 einen Hussitenprediger, den Dr. Andreas Pfaffendorf. Die Lehre des Johannes Hus, der 1415 auf dem Scheiterhaufen geendet hatte, war in Preußen nicht mehr auszurotten. Erst durch die Reformation in Preußen hundert Jahre später hat sich diese Glaubensgemeinschaft von selbst aufgelöst.

Während der Regierungszeit des Hochmeisters Paul von Nußdorf, der in chaotischen Zeiten sein Amt ausüben mußte, tauchten 18 Brüder des Tauleristenordens in Preußen auf. Der Begründer ist Johannes Tauler gewesen. Als Niederlassung erbaten sie sich vom Hochmeister das Vorwerk Grünhof und vier Bauernhöfe im Kirchspiel Pohethen, was ihnen aber der sonst gutherzige Hochmeister verweigert hat.

Anfang 1500, so schreibt der Chronist, zogen Handwerker und andere müßige Leut unter einem weischen Pfaffen durchs Land Preußen. Das Volk nannte sie die „Weißen Knüttelbrüder“, da sie mit weißen Kleidern angetan waren und hölzerne Knüttelkreuze in den Händen hielten. Sie hatten sich von Holland aus aufgemacht, den Menschen das Evangelium zu bringen und zogen gen Sonnenaufgang. Die Knüttelbrüder waren von sanftmütiger Wesensart, gingen sommers und winters barfuß und nährten sich von rohem Obst und Feldfrüchten. Fleisch und Fisch ist ihnen ein Greuel gewesen. Es waren also reine Vegetarier, aber damals kannte man diesen Begriff noch nicht. Jedenfalls sind sie auch nach Königsberg gekommen, wo man sie freundlich aufnahm. Von hier ist die Schar dann weiter durch den „Graudenwald“ (die Wildnis) auf Tilsit gezogen und über den Memelstrom nach Litauen gepilgert. Später hat man dann vernommen, daß fast alle erschlagen worden sind. Das war das tragische Ende dieser stillen Kreuzzügler. (Fortsetzung folgt)

„Der Bäcker Jan Marhoul“

Roman von Vladislav Vancura

Als sich nach 1945 die Grenzen öffneten, um uns mit den bis dahin verbotenen Erscheinungen der Literatur anderer Völker bekanntzumachen, wurde dies von allen Bücherfreunden begrüßt. Sicherlich ist nicht immer alles höchst-rangig zu werten, was uns dargeboten wird, aber das Entscheidende bleibt doch der aufgenommen Kontakt zur lebendigen Weltliteratur, den Goethe schon für so außerordentlich wichtig hielt, als er diesen Begriff prägte. Der hermetische Abschluß gegen die Welt mußte auch in der Literatur zur Inzucht und damit zur armseligen Stagnation führen. Leider brachten es die politischen Zeitläufe nach 1945 mit sich, daß die Kontakte zu den Literatoren der anderen Völker nicht immer gleichmäßig aufgenom-

men werden konnten. So haben wir zu unserem Bedauern nur vergleichsweise geringe Beziehungen zu unseren östlichen Nachbarn, vor allem zu den kleineren slawischen Nationen, obwohl dort eine lebendige Literatur wirksam ist, die zeitlose Gültigkeit besitzt und deren Reiz besonders darin besteht, daß in ihr bei allem Engagement und bei Verwendung moderner Ausdrucksmittel die Verbundenheit mit folkloristischen Elementen unverkennbar ist.

Das bestätigte sich auch beim Lesen des Romans „Der Bäcker Jan Marhoul“ von Vladislav Vancura, einem tschechischen Autor dieses Jahrhunderts. Sein Werk weist alle Elemente des Folkloristischen auf, sie geben ihm die Farbe und den Klang des Ursprünglichen und Jungen, des Reinen und Gültigen. Dabei ist die Herkunft aus dem Expressionistischen unverkennbar, und das Herz des Dichters gehört offenkundig dem kleinen Mann, er engagiert sich also. Doch die Ursprünglichkeit, die der Dichter aus dem Volkhaften — dies eindeutig im positiven Sinne gemeint — herbeizieht, bewahrt ihn vor Zynismus, Haß und glatter Kälte. Unversehens steht daher vor uns das Epos des kleinen Mannes, dargestellt in den Leidenschaftlichen des Bäckers Jan Marhoul, eines beliebigen kleinen Mannes aus dem tschechischen Volke. Jan Marhoul ist beileibe kein Held, er ist ein arbeitsamer, seinem Berufe verpflichtender, dabei trinkfroher, redeliger und dem Dasein fröhlich zugewandter Mann, ein Familienvater, der mit seiner Frau Josefina und seinem Sohn Josef heiter und unbeschwert dahin lebt. Wenn sich auch Wolken am Firmament zusammenziehen, die Sonne wird wieder scheinen, nach diesem Motto lebt er zufrieden sein Leben. Selbstverständlich, daß er, der nichts vom Bösen weiß und allen Menschen zugetan ist, der allen in Not geratenen hilft und dabei nicht viel danach fragt, ob man ihn schändlich ausnutze, trotz aller Warnungen seiner Freunde in Bankrott gerät und seine Bäckerei aufgeben muß. Damit beginnen seine Leidensstationen. Immer wieder ausgenutzt und ausgebeutet, auf der Wanderung zu sich selbst und zu einer gesicherten Existenz, scheitern alle seine Versuche, erneut

Inhaber einer geachteten Bäckerei zu werden. Er ist weder raffiniert noch kaltherzig genug, um erfolgreich zu sein. Erschütternd, wenn er, der Brotbäcker, der den Sinn seines Berufes darin erfüllt sieht, die Menschen mit Nahrung zu versorgen, seinem Sohn diesen Beruf verwehrt, weil aus ihm ein „Herr“ werden soll. Das Buch schließt folgerichtig mit dem Tode Jan Marhous nach langer Krankheit.

Ein schlichtes Thema? Gewiß, und eine schlichte, einfache Persönlichkeit, die uns der Dichter aufzeigt. Aber wie er dieses großartige Epos des kleinen Mannes gestaltet hat, wie er das Leben eines reinen Toren zum Gleichnis unser aller Leben zu erheben vermag, ist das Bemerkenswerte an seiner Dichtung.

Ein dichterisch starkes Buch, in dem sich Personen voller Saft und Kraft bewegen. Da sind die Freunde, der Jude Rudda, der Selterswasserhändler, und Deyl, der Straßenkehrer; da sind seine Gegner, der Verwalter und der Müller. Und da sind eine Reihe von Personen, denen Jan auf seiner Lebenswanderung begegnet. Sie alle verkörpern das Gute und das Böse, aber auch das Gute und das Böse im Menschen. Und sie sind randvoll mit Leben erfüllt.

Dem Verlag muß man danken für die Veröffentlichung dieses Buches. Ein außerordentlich instruktives Nachwort des in Prag geborenen Willy Haas, der der Generation des Dichters Vancura entstammt, informiert eingehend über Verhältnisse und Ereignisse, Zeitläufe und Personen, die auf die Formung dieser Dichtung Einfluß hatten. Man erfährt aus diesem Nachwort, daß Vancura, der 1891 geboren wurde, dieses Werk 1924 veröffentlichte, und daß er zu dieser Zeit als der Meister einer neuen surrealistischen revolutionären Prosa galt; weiter, daß er ein erfolgreiches Leben als Erzähler, Dramatiker, Filmautor und Regisseur führte; und endlich, daß er, als Mitkämpfer einer geheimen Widerstandsgruppe, 1942 das Opfer der nationalsozialistischen Gestapo wurde. „Damit hatte man“, sagt Haas in seinem Nachwort, „den Tschechen ihren vielleicht größten lebenden Dichter genommen.“ Man stimmt ihm zu, wenn man die Dichtung gelesen hat.

Vladislav Vancura: DER BÄCKER JAN MARHOUL. Roman. Deutsch von Peter Pont. Mit einem Nachwort von Willy Haas. Verlag Deutsche Volksbücher, Stuttgart. 212 Seiten, Ganzln. DM 12,80.

Neuerscheinungen

die unserer Redaktion vorliegen.

Richard W. Eichler: **KÖNNER - KUNSTLER - SCHARLATANE**. 308 Seiten, 125 Abbildungen, davon 29 Farbtafeln und 3 Karten. J. F. Lehmanns Verlag, München. Ganzln. DM 25,-.

Der Verfasser versucht eine kritische Auseinandersetzung über Wert und Unwert der „modernen Kunst“. Eine sicherlich von großem Ernst und innerster Überzeugung getragene und dargebotene Meinung zu diesem strittigen Thema, der man jedoch nicht mehr als eine rein subjektive Betrachtungsweise unterstellen sollte. Als solche ein wertvoller Diskussionsbeitrag.

ZEITTADEL der Vorgeschichte und des Ablaufs der Vertreibung sowie der Unterbringung und Eingliederung der Vertriebenen und Bibliographie zum Vertriebenenproblem. Hrg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, Bonn. 310 Seiten, Ganzln.

Teil 1 auf rund 210 Seiten eine Zeittafel 1938-1958 über die Vertreibung nebst Vorgeschichte und die Eingliederung der Vertriebenen; Teil 2 auf knapp 100 Seiten eine Bibliographie zur Vertriebenen-Literatur, untergliedert nach Gruppen: Gesamthema, Die Heimat, Die Vertreibung, Vertriebenenprobleme in der neuen Heimat, Deutsch-polnische Beziehungen und Vertriebenenrecht.

DAS KOLBENHEYER-BUCH. Hrg. von Ernst Frank. 320 Seiten, 4 Kunstdrucktafeln, Ganzln. DM 12,80. Der Heimreiter-Verlag, Frankfurt/M.

Eine Einleitung beschäftigt sich mit Leben und Werk Kolbenheyers. In der Auswahl versucht der Herausgeber das Phänomen Kolbenheyer in seiner ganzen Spannweite aufzuzeichnen zu lassen. Verehrer des „Dichters“ Kolbenheyer hätten gern auf manche Proben aus anderen Gefilden verzichtet; sie wirken nicht nur störend und höchst befremdend in unserer Zeit, es dürfte damit auch kaum dem Dichter Kolbenheyer ein guter Dienst erwiesen worden sein.

Hans W. Hagen: MUSIKALISCHES OPFER. 158 S., Ganzln. DM 12,80. Türmer-Verlag, München.

Eine Dichtung um die Großen deutscher Tonkunst: Händel, Haydn, Bach, Beethoven, Schubert, Bruckner, Wagner und Schumann, angelegt in Form eines mittelalterlichen Atlaswerks: vier Künstlernovellen als Seitentafeln, der breite Mittelschrein als Versopus in klassischen fünfzügigen Jamben. **Herbert Böhm: BEKENNTNISSE EINES FREIEN MANNES.** 336 Seiten, Ganzln. DM 16,90. Türmer-Verlag, München.

Kulturelle Nachrichten

Professor Lahrs — 80 Jahre

Am 11. Juli beging Professor Friedrich Lahrs in Stuttgart seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar war lange Jahre Regierungsbaumeister in Königsberg und Lehrer an der dortigen Kunstakademie. Er schuf den Neubau der Akademie in der Werderstraße, das Grabmal Immanuel Kants an der alten Universität und neben zahlreichen sonstigen Bauwerken eine Reihe ländlicher Kirchenbauten.

Goldene Medaille für Charlotte Keyser

Der memelländischen Dichterin Charlotte Keyser, die seit der Vertreibung aus ihrer ost-deutschen Heimat in Oldenburg lebt, wurde in einer gemeinsamen Veranstaltung der Landsmannschaft Ostpreußen und der Stadt Oldenburg die goldene Medaille der Stadt Oldenburg verliehen.

Münchner Preis für Walther Kiaulehn

Der aus Ostpreußen stammende Schriftsteller und Essayist Walther Kiaulehn, München, der kürzlich 60 Jahre alt wurde, erhielt den Förderungspreis des Münchner Kulturpreises für Literatur. Er hat heitere Betrachtungen geschrieben, war als Journalist, Theater- und Filmschauspieler tätig.

Reinmuth-Honig, wahrhaft guter Honig!

Das stimmt hundertprozentig. Sie können sich selbst davon überzeugen. Unter den 8 verschiedenen Sorten ist auch Ihr Honig — Fordern Sie bitte kostenlos 2 Proben und die 48seitige Broschüre „Honig, die Naturkraft für Gesunde und Kranke“ mit ausführlicher ärztlicher Abhandlung und vielen wertvollen Rezepten direkt von HONIG REINMUTH SATTELBACH ÜBER MOSBACH-BADEN, BIENENSTRASSE 490

Erben und Verwandte gesucht!

Wer kann stichhaltige Angaben machen über eine Marie Mauruschat, geb. 1860/67 Ostpreußen, wo unbekannt, Vater unbek., Mutter angebl. Etalka Neys; ca. 1890/1900 von Königsberg nach USA ausgewandert; dort unter falschen Personalien gelebt, angeblich Els-Lothr. geboren und mit Fritz Hubbert verheiratet. Erben wären: a) evtl. uneh. Kinder-Enkelkinder; b) Geschwister, Halbgeschwister; c) Geschwisterkinder des Vaters oder der Mutter (Cousins). Urkunden über obige Personen wie auch alte Briefe, Postkarten und Fotos der Erblässerin (unter anderen Namen!) an ihre Familie zur Identifizierung der Verwandtschaft erforderlich und einzusenden an Dr. M. COUTOT-BROCKER, Straßburg/Els. Robertsauer Allee 77.

BETTFEDERN

(füllfertig)
1/2 kg handgeschk. DM 9.30, 11.20, 12.60, 15.50 und 17,-
1/2 kg ungeschliffen DM 3.25, 5.25, 10.25, 13.85 und 16.25.

fertige Betten

Stepp-, Daun-, Tagesdecken, Bettwäsche u. Inlett v. d. Fachfirma
BLAHUT, Furth i. Wald oder BLAHUT, Krumbach/Schw.
Verlangen Sie unbedingt Angebot, bevor Sie Ihren Bedarf anderweitig decken.

Dressin-Honig

für Magen und Darm gegen Appetitlosigkeit, Kopf- und Zahnschmerzen, Übelkeit etc. in Apotheken und Drogerien erhältlich!
DRESSIN-WERK KG · KULMBACH

Heidelbeeren

(Blaubeeren), direkt frisch vom Wald an den Verbraucher, Ia trock., saub., handverles., zuckers. Beeren, 18 Pfd. 15 DM, 14 Pfd. 12 DM.
Delikatess-Preiselbeeren
20 Pfd. 18 DM, Spätlese 20 DM.
Pflückerlinge
10 Pfd. 16 DM. — Alles mit Korb, Expressgut-Nachnahme, Genaue Bahnstation angebl. - Viele Dankschreiben.
Bruno Koch/Abt. 717 (13a) Wernberg/Bayern

Lohnender Nebenverdienst ohne Arbeit!

Kaufen Sie Ihre Lebensmittel in meiner Großhandlung!
Fordern Sie unverbindlich umfangreiche Angebotsliste an!
Sie werden über die billigen Preise und die Reichhaltigkeit meines Lagers erstaunt sein und Dauerkunde werden!
Porto- u. verpackungsfreie Zusendung innerhalb der Bundesrepublik.
So mühelos haben Sie noch nie Geld gespart und verdient!
HELMUT MELDE
Düsseldorf 1 - Postfach 5607

Federbett DM 30,-

Gr. 130/200 6 Pfd. Füllung Preisliste frei
BETTEN-HOFFMANN
Würzburg, Sonderstraße 39

FÜR IHNI Markenw. 3 Dtrd. Silb. DM 5,-, Luxus 7,50, Gold 10,-, Sortiment: 1 D. Sl., 1 D. Lu., 1 D. Go. DM 7,50. Reichh. interess. Prosp. werden jeder Send. beigef. Altersang. Badenhop, Abt. BD. Bremen 1, Fach 1605

Von Druck und Brechreiz keine Spur - Das Kautschukgummi wie Natur
APOLLOPULVER
Das Haftmittel für künstl. Gebisse
In Apotheken und Drogerien
85
Geo. Bötzler-BI-SAFO Rülfe/Heim wll

Schallplatten der Freude



Marion Lindt spricht
Dr. Alfred Lau spricht

Glanzstücke aus dem Repertoire der bekannten ostpreußischen Vortragskünstlerin
„Das Flohche“ und noch viele andere echt ostpreußische Humorgedichte
Normal-Langspielplatten, 17 cm Durchm., 45 UpM, 7 1/2 Minuten Spieldauer je Plattenseite
je DM 7,50

HEIMATBUCHDIENST

Joh. Guttenberger, Braunschweig, Donnerburgweg 50

Reisen nach Polen und Ungarn

mit Bus und Bahn nach Schlesien, Oberschlesien, Pommern, Masuren
Visa durch uns, auch für Einzelreisende!
Fordern Sie Sonderprospekte an.
Reisebüro Leo Linzer, Amberg/Opf., Tel. 2888
Vertragsbüro von „Orbis“, Warschau und „Ibusz“, Budapest.

Lastenausgleichsbank

(Bank für Vertriebene und Geschädigte)
Bad Godesberg, Lessingstraße

Wir geben hierdurch bekannt, daß unsere Jahresbilanz zum 31. Dezember 1959 mit Gewinn- und Verlustrechnung für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1959, versehen mit dem Prüfungsvermerk der Deutschen Revisions- und Treuhänder-Aktiengesellschaft, Düsseldorf, durch unsere Hauptversammlung am 22. Juli 1960 genehmigt worden ist. Die Bilanzsumme beträgt DM 6 420 777 827,07.

Von den Positionen der Bilanz sind hervorzuheben

auf der Aktivseite:

Barreserve und Guthaben bei Kreditinstituten (Nostroguthaben)	DM	32 435 483,59
Wertpapiere	DM	7 804 875,-
Eigene Schuldverschreibungen	DM	14 573 233,95
Debitoren	DM	73 194 767,05
Langfristige Ausleihungen	DM	1 561 731 912,07
Durchlaufende Kredite	DM	4 707 245 458,03

auf der Passivseite:

Einlagen	DM	26 611 671,04
Aufgenommene langfristige Darlehen	DM	512 778 569,14
Schuldverschreibungen im Umlauf	DM	1 105 415 000,-
Durchlaufende Kredite	DM	4 707 245 458,03
Kapital und Rücklagen	DM	32 931 657,24
Rückstellungen und Wertberichtigungen...	DM	11 232 470,63

Die Bürgschaftsverpflichtungen werden mit DM 38 154 049,14 ausgewiesen, von denen die Rückstellungen für etwaige Inanspruchnahme in Höhe von DM 2 942 236,61 abgesetzt sind. Der Reingewinn der Bank beläuft sich auf DM 1 589 119,56, nachdem gemäß §§ 3 und 10 des Gesetzes über die Lastenausgleichsbank ein gleicher Betrag der gesetzlichen Rücklage zugeführt worden ist. Der Reingewinn wird größtenteils zur Verzinsung des Kapitals in Höhe von 4 v. H. verwendet.

Bad Godesberg, im Juli 1960 DER VORSTAND

An alle Freunde des guten Buchs

- Um möglichst allen unseren Lesern, vor allem den Rentner unter ihnen, auch die Anschaffung wertvoller Heimatbücher zu ermöglichen, liefern wir ab sofort jedes Buch ab DM 10,- gegen bequeme Ratenzahlung nach Ihren Wünschen.

Einige Vorschläge aus unserem Buchangebot:

- Lasch: So fiel Königsberg . . . DM 12,80
- Zauber der Heimat. Ostpreußische Meistererzählungen . . . DM 13,50
- Schlusnus: Große Ost- u. Westpreußen DM 12,80
- Doennigs Kochbuch, Leinen DM 19,50
- Kunstleder DM 21,-

Verwenden Sie bitte nur den nebenstehenden Bestellschein.

Bestellschein

An den Heimatbuchdienst Joh. Guttenberger, Braunschweig
Donnerburgweg 50
Ich möchte von Ihrem Teilzahlungsangebot Gebrauch machen.
Senden Sie mir bitte umgehend / zum _____ (Nichtzutreffendes streichen):

_____ Expl. _____ DM _____
_____ Expl. _____ DM _____
_____ Expl. _____ DM _____

Den Betrag möchte ich in _____ Monatsraten bezahlen. Die erste Rate in Höhe von DM _____ soll durch Nachnahme eingezogen werden. Die restlichen Raten überweise ich pünktlich am Fälligkeitstage mittels der mir zu übersendenden Zahlkarten. Diskrete Behandlung wird zugesichert.

(Datum) _____ (eigenhändige Unterschrift) _____
Name: _____
Wohnort: _____
Straße: _____
Bitte, stecken Sie diesen Bestellschein in einen Umschlag und senden Sie ihn als Drucksache (7 Pfg.) an die obige Anschrift Ihres Heimatbuchdienstes.